Der Augenblick des Glücks.

I.

Der

Augenblick des Glücks

von

F. W. Hackländer.

Erster Band.



Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp. in Stuttgart.

Ihre Majestät

Elisabeth

Kaiserin von Oesterreich

empfange

in gewohnter Huld und Gnade

mit diesem Buche

den Ausdruck ehrfurchtsvollster Ergebenheit

des Verfassers.

Eurer Kaiserlichen Majestät

Huld und Gnade, welche über den Bewohnern des schönen Oesterreichs segensvoll walten und Aller Herzen in Einer Liebe und Verehrung schlagen lassen, haben mir gestattet, Eurer Kaiserlichen Majestät mit diesen Blättern

ein Zeichen der reinsten Verehrung und unbegrenzten Dankbarkeit zu Füßen legen zu dürfen.

Nicht der Hoffnung gebe ich mich hin, in diesem Buch etwas geschaffen zu haben, welches würdig sei, meine unterthänigste Bitte zu rechtfertigen, dasselbe Eurer Kaiserlichen Majestät in Ehrfurcht widmen zu dürfen. Der Titel des Buchs — „der Augenblick des Glücks" — vereint

mit der unauslöschlichen Erinnerung an das Glück und die Gnade, die in jüngster Vergangenheit auch mir in der Nähe Eurer Kaiserlichen Majestät zu Theil wurden, schien mir vielmehr eine Weisung zu sein, grade dieses Buch Eurer Kaiserlichen Majestät unterthänigst zu Füßen zu legen und damit in Ehrfurcht auszusprechen, was Tausende und aber Tausende denken und fühlen — „daß jeder Augenblick,

der das Glück gewährt, sich Eurer Kaiserlichen Majestät nahen zu dürfen, ein wahrer Augenblick des Glücks ist."

In tiefster Verehrung und unbegrenzter Dankbarkeit

Eurer Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster

F. W. Hackländer.

Inhalt.

Der Augenblick des Glücks.



Erstes Kapitel

beginnt langweilig.

Hat der geneigte und vielgeliebte Leser schon früher erfahren, was Langeweile ist? Es sollte uns freuen, wenn dem so wäre, aber außerordentlich schmerzen, wenn er die Bekanntschaft dieses fünften Elements, wie jemand die Langeweile genannt, erst durch uns machen sollte. Wenn aber auch der geneigte Leser weiß, was Langeweile ist, so hat er sich doch vielleicht noch nie die Mühe gegeben, dieselbe gründlich zu studiren und in ihren Einzelnheiten kennen zu lernen. O es gibt unendlich viele Abarten von Langeweile! So haben wir die gewöhnliche hausbackene Langeweile, bei der man alt und dick werden kann; wir haben eine stille und sinnige Langeweile nach großen Diners zum Beispiel, die uns wohlthut und angenehm zur Siesta hinüberführt, — wir haben eine ungeduldige Langeweile, wenn wir zwischen vier kahlen Brandmauern auf jemanden warten müssen — wir haben eine beängstigende

Langeweile, wenn uns das Krankenzimmer nicht losläßt, wenn draußen alles blüht und duftet, und wenn wir, wie der Bär in seinem Käfig, täglich vierhundertmal den Teppich von rechts nach links, und dann wieder von links nach rechts mit unseren Schritten messen; — wir haben eine tödtliche Langeweile, eine ingrimmige, die mit den gefährlichsten Symptomen auftritt und sich vom krampfhaften Händeballen bis zu allerlei Schrecklichem steigern kann, die furchtbare Langeweile nämlich, die uns eine dicke, gemüthliche, bekannte Dame verursacht, welcher wir auf der Straße begegnen, die uns aufhält, und mit ihrem fetten, strahlenden Gesichte anlächelt, gerade an der Ecke, wo wenige Schritte vor uns die unbekannte Dame verschwand, der wir durch die halbe Stadt folgten. — Da stehen wir, angefesselt voll Kummer und Wuth. — Es gibt eine sanfte Langeweile, wenn du in der Ecke des Wagens lehnst, halb schlummernd in den weichen Kissen, eine Langeweile, die mit leichten Fäden hinübergreift in das Reich der Träume, eine süße Langeweile, eine Langeweile, welche so geneigt ist, dir schöne Bilder längst entschwundener Tage lebendig vor die Seele zu zaubern. — Es gibt eine einfache, zweifache, dreifache und vielfache Langeweile. Du kannst dich mit einem Dutzend langweiliger Gesellen auf's Gründlichste langweilen. Du kannst dich zu Dreien langweilen, aber außerordentlich kannst du dich zu Zweien langweilen, und eine solche Langeweile zu Zweien kann unter Umständen die

schrecklichste werden. — Jemand, der es wissen konnte, hat mir gesagt, es sei das Schrecklichste, wenn ein verliebtes Paar schon vor der Hochzeit anfange, sich gegenseitig zu langweilen; wenn er vom Wetter spricht, und sie das gewisse spitze Maul macht, wobei sich die Nase bedeutend aufbläht und wodurch man das Gähnen zu verbergen sucht.

Wenn wir uns aber auch erlaubt haben, die vorliegende Geschichte mit Langeweile oder langweilig zu beginnen, so sei es doch fern von uns, gleich das erste Kapitel gerade mit der schrecklichsten Species dieser langsam tödtenden Macht, einem langweiligen Liebespaare — ein solches mag vielleicht später wohl noch vorkommen, — anzufangen. Da sich aber ein Erzähler der Wahrheit befleißigen soll, und da er die traurige Nothwendigkeit einsieht, daß die Geschichte, die er schreiben will, der Situation gemäß langweilig anfangen muß, so kann er nichts thun, als mit traurigem Herzen eben langweilig zu beginnen.

Ja, geneigter Leser, es ist das sehr traurig für einen gewissenhaften Erzähler, denn du hast keine Idee davon, wie wohl es einem Schriftstellergemüth thut, wenn er selbst so — mit gezogenem Säbel, auf courbettirendem Roß, mit flatternder Feder und spritzender Dinte sein Geschäft vor das Publikum führen und sagen kann: Hier sind wir beide, die Geschichte und ich!

„Es war,“ so könnten wir alsdann vielleicht anfangen, „an einem trüben Sommerabend, der Himmel, der eine

helle Nacht versprach, hatte sich mit grauen Schleiern überzogen; es wetterleuchtete nicht nur fern am Horizonte, sondern auch auf dem Gesichte des jungen Freiherrn Kalb von Kalbsfell, der u. s. w. u. s. w." — Stand er nun am Fenster seines Schlosses oder lehnte er an einer dicken Buche, wir wissen, daß es auf seinem Gesichte ebenfalls wetterleuchtete, und daß seine schöne Physiognomie der Beweglichkeit fähig und auch im Stande war, fremde Eindrücke wiederzuspiegeln.

Wohlthuend ist es auch, wenn es uns erlaubt ist, sagen zu dürfen: „Dem Morgen entgegen, der sich rosig ausbreitete über Berg und Thal, rollte ein eleganter Reisewagen; und der junge, schöne, blondgelockte Mann in demselben blies die Wolken seiner ächten Havanna mit einem unendlichen Behagen vor sich hin, die grauen kräuselnden Wolken, die höher und höher aufsteigend jetzt vom ersten Strahl der Sonne getroffen und vergoldet wurden."

„Kreuz Tausend Schock Millionen Donnerwetter!" rief der Lieutenant von Sperberbach, als er Morgens in der Frühe erwachte und zu seinem großen Schrecken entdeckte, daß er den Ausmarsch des Regiments verschlafen. — Das ist auch ein schöner Anfang.

Nicht minder:

„Mama," sprach Louise.

„Mein Kind?" meinte die Mutter.

„Ich sah ihn wieder nicht im Theater."

Die Mutter unterdrückte einen leichten Seufzer.

„Auch nicht auf der Promenade."

„Du hast nicht recht gesehen."

„Die Blicke der Liebe sind scharf, Mama."

„Gott weiß es, mein armes Kind."

„Auch ritt er nicht vorbei."

„Gute Louise!"

„O, meine Mutter!"

Dann seufzten Beide aus tiefem Herzen und das Zimmer wäre mit einer unheimlichen Stille erfüllt gewesen, hätten sich nicht in diesem Augenblicke vor dem Hause die Töne einer Straßenorgel vernehmen lassen, kräftig laut und feierlich:

Noch ist Polen nicht verloren. — — — —

Ein zweifacher Trost für das wunde Gemüth von Mutter und Tochter."

— — Das alles, wenigstens etwas Aehnliches, geneigter Leser, hätten wir zu Anfang dieser wahrhaftigen Geschichte auch sagen können. Aber es sei ferne von uns, dich auf solche Art bestechen zu wollen und unpassend zu beginnen.

Wir führen dich der Wahrheit gemäß in ein großes, elegantes Gemach, man könnte es einen kleinen Saal nennen, reich dekorirt, reich möblirt. Die Wände sind mit hellen glänzenden Seidentapeten bedeckt, und zeigen schwere, trotzige

goldene Bilderrahmen mit prachtvollen Landschaften, Schlacht- und Seestücken. Die Lambrisen sind von feinen eingelegten Holzarten und laufen rings umher bis zu einem riesenhaften Marmorkamin, in dem aber kein Feuer brannte, und über welchem ein ungeheurer Spiegel sich bis hoch an den vergoldeten Fries erstreckt, der unter dem Plafond dahinläuft. Dieser Plafond ist reich gemalt und in seiner Mitte hängt ein schwerer Broncelüstre mit unzähligen aufgesteckten Wachskerzen; der parquetirte Fußboden ist spiegelblank und das Ameublement, wie wir schon vorhin bemerkten, wenn auch reich, doch sehr einfach: es besteht aus einem Dutzend Stühlen, welche an den Wänden umherstehen, und einem großen Tische in der Mitte des Gemachs. — Richtig, dort in den beiden Fenstervertiefungen, welche die dicken Mauern des Schlosses bilden, stehen noch zwei Fauteuils, und vor einem derselben ein kleines Tischchen mit Papier und Schreibzeug.

Wir sind im Schlosse des Regenten im Parterrestockwerke; die Fenster unseres Gemaches gehen auf einen umschlossenen Hof, und die Ruhe und Stille, welche dort, sowie in den hohen Corridors und auf den breiten Treppen herrscht, lagert beängstigend vor Thür und Fenster; sie läßt sich nur ungern stören und unterbrechen, und wenn man von fernher Tritte eines menschlichen Fußes vernimmt oder jemanden husten hört, so grollt die Stille darüber und äfft diese Töne mit lautem Echo nach.

In dem weiten Gemache befinden sich zwei junge Män-

ner, von denen der Eine, ein Ordonnanzoffizier aus dem Leibdragonerregiment des Regenten, mit festgehaltenem Säbel an den Fenstern auf und ab spaziert, während der Andere im goldgestickten Frack der Kammerherren dasselbe auf der Seite des Kamines thut. Beide sind vielleicht wenig über zwanzig Jahre alt, und wenn sich der Eine so gut wie der Andere entsetzlich zu langweilen scheint, so äußert sich das doch bei jedem auf verschiedene Art.

Der Kammerherr von Wenden, ein Mann von mittlerer Größe mit Anlage zur Beleibtheit, hatte blondes Haar, das er glatt an den Kopf gestrichen trug, und welches so zum sorgfältig glatt rasirten Kinn und Wange sehr gut paßte, ja, seinem Kopfe mit der spitzen Nase, dem feinen zusammengezogenen Munde und den lebhaften Augen etwas Schlaues, fast Lauerndes gab, welches aber durch ein wirklich liebenswürdiges Lächeln gemildert wurde, das sein Gesicht, mit außerordentlich feinem und weißem Teint, häufig erhellte. Er spazierte in dem Gemache auf und ab, den Hut unter dem Arm, die Hände auf dem Rücken vereinigt. Dabei ging er aber vollkommen ruhig und gleichmäßig, ja mit fast behaglichen, tänzelnden Schritten, ohne alle Zeichen von Ungeduld, als habe er sich zur Aufgabe gemacht, das Zimmer in jeder Viertelstunde so und so oft zu durchschreiten.

Der Andere, Ordonnanzoffizier Herr von Fernow, war größer als sein Gefährte, dabei schlank, und wenn er ebenfalls auf und ab schritt, so that er dies mit allen mög-

lichen Zeichen der Ungeduld. Er hatte ein ausdrucksvolles Gesicht, dessen Farbe fast zu dunkel gewesen, wenn nicht das schwarze glänzende Haar so vortrefflich dazu gepaßt hätte. Die Augen waren keck und lebhaft, und den Schnurrbart trug er wohl deshalb so außerordentlich stark empor gedreht, um seinen kleinen Mund zu zeigen, so wie die schneeweißen wohlgeformten Zähne.

Wie wir schon bemerkt, ging er ebenfalls, und zwar an der Seite der Fenster, auf und ab; doch war das kein gleichförmiges Dahinschreiten. Jetzt that er ein paar hastige Schritte, dann wandte er sein Gesicht, einen Augenblick stehen bleibend, nach dem Hofe zu, betrachtete hierauf seinen Gefährten, warf den Kopf heftig von einer auf die andere Seite, biß sich zuweilen auf die Lippen, und strich den Schnurrbart in die Höhe, zuweilen summte oder pfiff er auch leise die Melodie irgend eines beliebigen Liedes, aber immer nur ein paar Takte, die mit einem laut ausgestoßenen A-a-a-ah! schlossen, und an welche gewöhnlich die Bemerkung angehängt war: „So ein Sonntag Nachmittag hier in dem verwünschten Schlosse ist doch von einer bodenlosen Langeweile!“

Der Kammerherr lächelte dazu sanft in sich hinein und sagte vielleicht: „Ja, ja, ich habe auch schon Amusanteres erlebt.“

„Wenn ich nur dein Temperament hätte,“ fuhr Herr von Fernow nach einer Pause fort, wobei er so plötzlich stehen

blieb, daß die Scheide seines Säbels mit den Schnallen seines Ledergehänges zusammenklirrte, „wahrhaftig ich wüßte nicht, was ich an solchen Diensttagen, wie der heutige, darum gäbe."

„Auch an andern könnte dir ein bischen mehr Ruhe nicht schaden," meinte Herr von Wenden; „du bist ein guter Kerl, aber das kocht und siedet und sprudelt immer, und um in meinem Küchengleichniß fortzufahren, läuft es zuweilen über, nicht gerade zur Annehmlichkeit deiner Umgebung."

„A-a-a-ah!" machte der Ordonnanzoffizier, und dabei dehnte er sich wie einer, der eben aus dem Schlafe erwacht.

„Du mußt dir angewöhnen," fuhr der Kammerherr fort, „über die Langeweile Herr zu werden, du bist nun einmal bei Hof, und wenn du hier auf diesem glatten Boden was werden willst, so darf man dir keine Langeweile anmerken, und wenn du einmal vier Wochen lang wie heute im Dienst wärest, eine Beschäftigung, die allerdings ihre langweiligen Seiten hat . . ."

„So lehre mich die Langeweile verjagen!" rief der Andere ungeduldig; „entweder verstehst du in der That diese Kunst, oder du bist ein ausgemachter Heuchler; denn schon seit fast einer Stunde läufst du jetzt auf und ab, auf dem Gesicht inneres Vergnügen, ja mit einem Wohlbehagen, das mich zur Verzweiflung bringen kann. — — Gibt es in der That etwas Langweiligeres, als der heutige Sonntag-

Nachmittag? Liegt das Schloß nicht so still, wie ein ausgestorbenes Kloster? Dort in dem verfluchten Hofe läßt sich keine Menschenseele sehen, ja, ich versichere dich, die Katzen fürchten vor Langeweile zu krepiren, deshalb bleiben sie auf ihren Dächern und keine wagt sich herunter. — — Sage mir, womit verbringst du deine Zeit?"

„Ich denke über dies oder jenes nach," antwortete der Kammerherr; „und dabei verliere ich mich in Reflexionen und Kombinationen, daß mir die Zeit so ziemlich leidlich vergeht."

Der Adjutant hatte in seinem Spaziergange innegehalten und sich mit allen Zeichen der Ungeduld in einen der Fauteuils geworfen, und beschäftigte sich, indem er mit den Fingern auf den vor ihm liegenden Papieren trommelte.

„So theile mir denn um's Himmelswillen etwas von deinen Gedanken mit," rief er nach einer Weile; „wenn sie nämlich für mich genießbar sind. Wahrhaftig du bist beneidenswerth um das Talent, dich so allein unterhalten zu können."

„Und dabei profitire ich; denn in solchen Stunden fasse ich oftmals die besten Entschlüsse, und wenn ich gerade dergleichen nicht vorhabe, so unterhalte ich mich mit meinen Phantasien, baue Luftschlösser und berathschlage mit mir selbst, was, wenn dieser oder jener Fall eintreten würde, wohl am besten zu thun sei."

„Ja, das muß wahr sein," sagte der Andere mit

einem tiefen Seufzer. „Du bist ein umsichtiger Mensch, du wirst es weit bringen. Nun, eins mußt du mir versprechen: wenn du einmal Minister des Hauses bist, so laß mir irgend einen lumpigen Orden zukommen; denn wenn ich keinen Freund habe, der sich meiner speciell annimmt, so komme ich doch nicht zu einer Auszeichnung. Ich habe eben kein Glück."

Der Kammerherr lächelte still in sich hinein, streichelte sanft seine Nase und blies alsdann ein Stäubchen fort, das sich auf der Goldstickerei seines Aermelaufschlages angesetzt hatte. Darauf sagte er:

„Kein Glück haben, das ist so eine Redensart, die man hundertfältig und meistens mit großem Unrecht ausspricht."

„Nun, du willst doch nicht sagen, daß ich vom Glück begünstigt bin, ich, Fernow, dessen Vater vor wenigen Jahren noch allmächtiger Minister an diesem Hofe war?"

„Fernow," fuhr der Kammerherr kopfnickend fort, „ein Cavalier in der schönen Bedeutung des Wortes, jung — liebenswürdig — ohne dir Komplimente machen zu wollen," setzte er lächelnd mit einem Seitenblick hinzu; „denn du kannst auch unausstehlich sein. — Dabei ein tüchtiger Offizier —."

„Meinetwegen alles das!" rief der Andere ungeduldig dazwischen; „der jetzt schon eine halbe Ewigkeit dient und es kaum zum Ordonnanzoffizier gebracht hat, wäh-

rend jüngere Kameraden schon längst wirkliche Adjutanten sind. Hol' der Teufel ein solches Glück!"

„Wenn du nicht gleich immer oben hinaus wärst," entgegnete Herr von Wenden mit großer Ruhe, „so würde ich dir mit außerordentlichem Vergnügen meine Theorien von der Gestaltung des Glückes mittheilen, aber ich fürchte, dir ist das langweilig."

„Wenn das ist," sagte Herr von Fernow, „so wirkt es vielleicht homöopathisch, und wir schlagen die Langeweile mit der Langeweile."

„Ich danke für die gütige Bemerkung."

„Ohne Rancune; ich bitte dich, laß mich deine Ansichten hören."

Der Kammerherr war in der Nähe des Kamins stehen geblieben, hatte seinen Hut auf das Gesims desselben gelegt und sich mit dem Rücken daran gelehnt.

„Du sagtest vorhin," begann er: „„Ich habe kein Glück,"" „und, wie schon bemerkt, ist das eine Aeußerung, die man hundertfältig hört, die aber vollkommen unrichtig ist. So gut es allerdings bevorzugte Menschen gibt, denen das Glück so zu sagen im Schlafe kommt . . ."

„Ja, denen die gebratenen Tauben ins Maul fliegen."

„Ganz richtig, die selbst, wenn sie stürzen, wie die Katze immer auf ihre Füße fallen und, ausgleitend, die Treppe hinaufrollen; ebenso gibt es auch solche, die das

Schicksal beständig gegen den Strich zu kämmen scheint, die sich alles mühsam erringen müssen, denen nichts gelingt ohne große Mühe und Arbeit, kurz, die, wie du zu sagen beliebst, kein Glück haben."

„Ich kenne einen solchen," sagte Fernow finster, „und das wirst du mir zugeben. Kommt einmal eine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, so bin ich verhindert, dabei zu sein. Ist irgendwo in einem Regiment ein gutes Avancement, so kannst du hundert gegen eins wetten, daß es nicht das meinige ist. Haben wir Besuch von fürstlichen Personen, so kann ich nicht dazu kommandirt werden, weil ich gerade Dienst beim Allergnädigsten habe. Eben so ist es mit Reisen an fremde Höfe; ich weiß wohl, man hat nichts gegen mich, aber das Schicksal will, daß ich immer übergangen werde. Andere bekommen Orden und sehen die Welt, ich bekomme gar nichts und darf mir dagegen die Wände des Stallhofes dort, und meistens dann betrachten, wenn irgendwo sonst draußen was Angenehmes los ist. Heute ist der Hof nach Eschenburg, und ich hatte mich darauf gefreut, ich versichere dir, ich hätte auf meinem Rappen gar nicht schlecht ausgesehen, — ach! und es hätte mich gerade jetzt glücklich gemacht, gut auszusehen!" fuhr er mit einem Seufzer fort. „Was geschieht? Seine Hoheit, der Regent, findet es angemessen, daß ihn die verjährte Wunde schmerzt, und ich — muß, hol' mich der Teufel zu Hause bleiben."

„Und ich?" fragte lächelnd der Kammerherr.

„Allerdings, du auch. Aber dir macht es kein Vergnügen, mit irgend einer alten Hofdame im Wagen zu sitzen. O! ich sage dir,“ fuhr er ergrimmt fort, „wenn ich daran denke, daß ich jetzt durchs duftige Grün reiten könnte, vielleicht an ihrer Seite, denn auch für die junge Herzogin und ihre Damen sind Pferde hinausbestellt, so möchte ich gradezu des Teufels werden!“

Bei diesen Worten sprang er in die Höhe und eilte sporenklirrend und säbelrasselnd mit heftigen Schritten auf und ab, daß es in dem weiten Gemach auf allen Seiten widerhallte. Nachdem er so einigemale bei dem Kammerherrn, der ihm lächelnd zuschaute, vorbeigerast war, blieb er wieder plötzlich vor ihm stehen, streckte ihm beide Hände entgegen und sagte mit einem bittern Lächeln:

„Und dann willst du mir noch verbieten, daß ich von mir als von jemandem spreche, der gar kein Glück hat?“

„Allerdings,“ entgegnete der Andere hartnäckig, „von dir und von jedem andern glaube ich das Gegentheil. Das Glück ist da; es umschwebt jeden Menschen…“

„Wo, wo?“ rief Herr von Fernow mit komischem Zorne; „ich will Tag und Nacht mit beiden Händen um mich fassen, um es endlich einmal zu ergreifen.“

„Das wäre vielleicht so ein Mittel,“ meinte lächelnd Herr von Wenden; „aber glaube mir, meine Theorie ist ichtig; das Glück umschwebt, umtanzt, umgaukelt uns, den Einen freilich mehr, den Andern weniger, und wenn ich dir

von deiner Bemerkung, indem du von Leuten sprachst, die kein Glück haben, etwas zugeben will, so ist es das, daß leider die meisten Menschen so unglücklich sind, den rechten Augenblick zu verpassen, wo sie zulangen müßten."

„Nun, das kommt am Ende auf Eins heraus," sagte kopfschüttelnd der Ordonnanzoffizier, worauf er, nach einem Blicke in den Spiegel, einige Verschönerungsversuche bei sich anstellte, den Schnurrbart in die Höhe drehte und seiner ohnedies langen und schlanken Taille noch dadurch nachhalf, daß er Schärpe und Säbelkuppel, so viel als irgend möglich war, auf die Hüften hinabdrückte.

An dem Kammerherrn war unfehlbar ein Professor zu Grunde gegangen, denn er lehnte, um seine Theorie weiter auszuführen, so behaglich am Kamine, wie jener am Katheder, und blickte so aufmerksam in das fast leere Gemach hinein, als habe er ein Auditorium von vielleicht hundert Personen vor sich. Auch hob er seine Hände empor und legte den Zeigefinger der rechten bedeutsam an den Daumen der linken, um die Beweisgründe für seine Theorie vermittelst der fünf Finger numeriren zu können.

„Also, wir waren beim Zugreifen," sagte er.

„Nur nicht blöde! Das ist allerdings bei Hofe eine wichtige Regel."

„Die Zeit, wo uns Fortuna lächelt, und sie lächelt jedem Menschen, würde ich mir also erlauben, den Augenblick des Glückes zu nennen; denn leider verweilt es ge-

wöhnlich nicht lange bei uns, es huscht rechts, links, oben, unten bei uns vorbei. Deshalb im richtigen Moment zugreifen!"

„Ja, zugreifen!" wiederholte lachend der Ordonnanzoffizier, indem er mit der Rechten in der Luft eine Bewegung machte, als wollte er eine Fliege fangen. „Fang' einer die unsichtbare Göttin!"

„Allerdings will es das Mißgeschick," fuhr der docirende Kammerherr ruhig fort, „daß man, um in meinem Vortrage zu Punkt zwei zu kommen, daneben tappt;" — bei diesen Worten hatten sich beide Zeigefinger seiner Hände vereinigt — „und es ist wahrhaftig oft gerade, als ob es Menschen gäbe, die ein Talent dazu hätten, dem Glück auf die geschickteste Art auszuweichen. Es erscheint dir links . . ."

„Und ich wende mich rechts," sagte Herr von Fernow.

„Richtig. Es erscheint dir rechts..."

„Und ich greife nach links, o, wir kennen das!"

„Vollkommen richtig. — Es stellt sich dir gerade in den Weg, und, weiß der liebe Himmel, in demselben Augenblick fällt es dir ein, dich umzudrehen, zurückzutreten, und so dem Glücke, das mit ausgebreiteten Armen auf deinem Pfade steht, den Rücken zuzuwenden. Ja, es legt sich dir vor die Füße; aber, anstatt es aufzuheben, wähnst du vor dir einen tiefen Graben zu sehen und schreitest mit einem ungeheuren Schritte darüber hinweg."

„Das ist leider Gottes nicht ganz unrichtig!“ rief der Andere; „doch ist deine Theorie offenbar darauf eingerichtet, die Leute verrückt zu machen. Geh' mir mit deinem Philosophiren; es ist mir ein viel behaglicheres Gefühl zu wissen: Ich habe einmal kein Glück, als zu glauben, es gaukle um mich her, unsichtbar, unerreichbar, wobei ich mir jeden Augenblick den Vorwurf machen muß: Hättest du statt rechts — links gegriffen, hättest du dies gethan oder jenes unterlassen, so würdest du jetzt das Glück in deiner Hand haben. Ah! Das ist ein unerträglicher Gedanke und könnte einen Menschen wirbelig machen.“

Der Kammerherr war eben im Begriff mit dem Zeigefinger der Rechten auf den Mittelfinger der Linken überzugehen, als sich eine der Flügelthüren geräuschlos, fast gespensterhaft, von selbst zu öffnen schien, so daß sich erst, als beide Flügel weit offen standen, der dienstthuende Kammerdiener zeigte, ein großer, gutgewachsener Mann, auf dem Gesicht ein ewiges Lächeln, mit sanft gespitztem Munde, und Augen, die, so lange er sich im Dienste befand, in Glück und Freude zu schwimmen schienen. Er blickte nach der Uhr, welche über der Thür angebracht war, und sagte unter einem sanften Lächeln:

„Seine Hoheit, der Regent, machen so eben einen kleinen Gang in den Park, werden auch vor der Tafel nicht zurückkehren, was ich mir hiermit erlaube anzuzeigen, und die ganz gehorsame Bemerkung hinzuzufügen, daß es vielleicht für die Herrschaften

angenehmer wäre, jetzt schon in den Speisesaal zu treten, als hier im Hinterzimmer vergeblich zu warten."

Indem er das sagte, machte er eine demüthige, lang andauernde, tiefe Verbeugung, wobei er sich schüchtern die Hände rieb, damit eine scheinbare Verlegenheit affectirend.

„Das ist ein guter Rath, Herr Kindermann," sprach der Ordonnanzoffizier, indem er seinen Federhut ergriff; „vom Speisesaal hat man doch eine Aussicht auf den Schloßplatz, man sieht Sonne und Menschen, grüne Bäume und die fernen Berge, an denen Eschenburg liegt."

Das letztere sagte er leise und mit einem gelinden Seufzer.

„Es ist doch fabelhaft" lachte der Kammerherr, „wie dich ein einigermaßen ernstes Gespräch ennuyirt! Und ich versichere dir, du hättest etwas aus meinem Vortrage lernen können."

„Das will ich auch noch thun, gewiß und wahrhaftig," sagte der Ordonnanzoffizier; „aber jetzt komm' aus diesem stillen, trübseligen Zimmer in den Speisesaal, da werde ich viel empfänglicher sein für die tiefen Gedanken, die du mir so großmüthig preisgibst."

Lächelnd, aber doch achselzuckend nahm der Kammerherr seinen Hut von dem Kamingesims, und der Kammerdiener Kindermann, der zuerst verstohlen eine Prise genommen und sich dann, wie selbst erschrocken über dies große Vergehen, eilfertig die Nase gewischt, ging mit sehr erhobenem

Kopfe auf die Ausgangsthür zu, öffnete dieselbe weit und machte eine tiefe Verbeugung, als die Herren in das Vestibule hinaustraten.

Hier saß auf einem Banquet in der Ecke ein einsamer Lakai, der, niedergedrückt von Stille und Langeweile, sanft entschlummert war, jetzt aber, beim Hören der herannahenden Schritte, so eilfertig aufsprang und ein so grinsendes Gesicht machte, als habe er sich auf's Lebhafteste mit den interessantesten Dingen der Welt unterhalten, und als sei es ihm gar nicht eingefallen, das Auge zum Schlaf zu schließen. Als ihn aber die beiden Herren hinter sich gelassen hatten, gähnte er stark, dehnte und reckte sich, und brummte mißmuthig in sich hinein:

„Nicht einen Augenblick Ruhe hat man in dem Schloß!"

Darauf sank er wieder auf das Banquet zurück und setzte unter tiefen, schnarchenden Tönen seine Betrachtungen von vorhin fort.

Am Ende des Vestibules trafen die beiden Herren auf einen einzelnen Cavallerieposten, der ebenfalls schläfrig auf- und abspazierte und nicht einmal mit der gewöhnlichen Energie seinen Säbel anzog.

Es lag aber auch eine wahrhaft drückende Ruhe auf dem Schlosse; die Stille und die Langeweile tönten ordentlich. In den weiten Gängen und auf den breiten Treppen entdeckte man selten ein lebendes Wesen, und wo sich in weiter Entfernung vielleicht ein Diener, eine Katze, oder vor den Fenstern ein

Vogel blicken ließ, da ruhte der erstere jedenfalls mit aufgestütztem Kopf an der Fensterbank, die Katze lag schlafend in einem kleinen Fleckchen Sonnenschein, und der sonst so muntere Vogel saß draußen auf dem zackigen Gesims still, fast unbeweglich, mit gesenktem Kopfe, als finde selbst er es hier unerträglich langweilig. Die einzige Spur von Leben ließ hie und da die Katze bemerken, denn zuweilen öffnete sie träge ihr blinzelndes Auge und schmachtete, vielleicht mit unterschiedlichen Gedanken an eine fette Beute, nach dem Vogel hin. Wenn aber auch beide nicht durch die Glasscheibe getrennt gewesen wären, hätte die Katze wahrscheinlich doch nicht ihre Siesta unterbrochen, um einen Sprung nach der sicheren Beute zu thun. Sie dehnte sich schnurrend und schien dann wieder in festen Schlaf zu fallen.

Wenn auch die Teppichstreifen in den Corridors den Klang der Schritte der Beiden dämpften, so tönten doch der klirrende Säbel des Einen und das gelinde Husten des Andern so laut und nachhaltig, daß es in der That erschreckend war. Aus diesem Corridor traten sie in weite Säle, wo von den Wänden aus schweren Goldrahmen nachgedunkelte, fast schwarze Landschaften herabblickten, wo in den Ecken uralte, ernsthafte Vasen standen, und wo es ebenfalls so still und feierlich war, daß das Lächeln einer marmornen Venus in dieser Umgebung völlig unnatürlich erschien.

Endlich erreichten die Beiden Gänge und Zimmer auf der westlichen Seite des Schlosses gelegen, wo es schon ungleich

freundlicher und behaglicher aussah; hier drang zu den großen Fenstern die Nachmittagssonne herein, vergoldete und belebte Alles und munterte selbst den schweren Staub in den Zimmern zur Lustigkeit auf; denn, wo ein dünner Sonnenstrahl schief zu einer Oeffnung hereinfiel, da tanzten Millionen von Staubatomen vergnügt durch einander. Hier hingen auch in einer langen Gallerie die Ahnen des Herrscherhauses, und die glänzenden Streiflichter machten sich ein Vergnügen daraus, die alten, ernsten Herren auf eigenthümliche Art zu karrikiren. Dort brannte ein heller Fleck auf den dunkeln Wangen des Kriegsmanns, hier war ein Gesicht zur Hälfte scharf beleuchtet und schien dadurch auf einer Seite zu lächeln. Dort sah man nur einen glänzenden Kopf, wie in dunklem Beiwerk schwebend, und in einer Ecke gegenüber bemerkte man einen hellen, funkelnden Harnisch. Das Haupt aber lag so im Schatten, daß der alte, ehrwürdige Fürst völlig kopflos erschien.

Die beiden dienstthuenden Herren näherten sich jetzt der Thür des Speisesaals, welche sich, trotz ihrer geräuschlosen Schritte, und wie von selbst ihnen öffnete. Doch muß der geneigte Leser nicht an Zauberei glauben; wie anderswo überall, befinden sich auch hier in den Thüren Schlüssellöcher, welche von den betreffenden Lakaien aufs Emsigste benutzt werden, um die Annäherung irgend einer wichtigen Person zu erspähen. Es ist das namentlich in bedeutsamen Augenblicken wie ein gut eingerichteter Telegraphendienst; an beiden Seiten des betreffenden

Saales wird mit Thürspalt und Schlüsselloch gearbeitet; ein leiser, bezeichnender Husten, oder irgend eine Handbewegung unterrichtet die im Saale Befindlichen von der Ankunft dieser und jener Person, und wenn diese nun selbst durch die weitgeöffnete Thür eintritt, so stehen ein gut geschulter Kammerdiener und brauchbare Lakaien scheinbar unbefangen, und wie von den Ankommenden völlig überrascht, in den verschiedenen Ecken.

Zweites Kapitel.

Ein kleiner Papierstreifen.

Der Speisesaal, ein großes, einfach nur mit Gold und Weiß dekorirtes Gemach, lag an dem großen Platze, der sich vor dem Schlosse ausbreitete, und von seinen hohen Fenstern hatte man, da das Schloß auf einer kleinen Anhöhe lag, eine weite Aussicht auf die Stadt, sowie auf die Gegend rings umher bis zu den malerisch geformten Bergen, die den Horizont begrenzten. Herr von Fernow trat sogleich an eines der Fenster und schmachtete, wie sich der Kammerherr auszudrücken beliebte, nach dem Gebirgszuge hin, ohne vor der Hand dem regen Treiben auf dem Schloßplatz und in den angrenzenden Straßen, dem Gewühle von Menschen und Equipagen irgend eine Aufmerksamkeit zu widmen. Im Saale waren Tafeldecker, Kammerdiener und Lakaien beschäftigt, der reichen Tafel die letzte Vollendung zu geben. Der große vergoldete Aufsatz, der bei bedeutenden Diners erschien, wurde mit frischen Blumenbouquets bedeckt, und als das geschehen war, bot die Tafel mit ihren

Massen funkelnden Silbers und glänzenden Krystallbatterien, auf den schneeweißen Damast gestellt, einen wahrhaft reichen und erfreulichen Anblick dar.

Herr von Wenden war zu dem Ordonnanzoffizier getreten und sagte ihm: „Mir ist das Durcheinanderlaufen der Dienerschaft, überhaupt die Zurüstung zur Tafel unangenehm; und da du, theuerster junger Mann, auch Cavallerieoffizier, die Berge vom Nebensaale aus ebenso gut betrachten kannst, so laß uns dorthin, mein Geliebter, ziehn. Es ist da in der That behaglicher, und auch unser Platz, wenn sich später der Hof versammelt."

„Ich weiß wohl," entgegnete lächelnd der Ordonnanzoffizier, „weßhalb dir um den Saal da nebenan zu thun ist; du willst mir wahrscheinlich deine Theorie vom Augenblicke des Glücks noch näher entwickeln. Wenn ich nicht irre, so wurden wir am dritten Punkt unterbrochen."

Der Kammerherr zog scheinbar ernsthaft seine Augenbrauen in die Höhe, spitzte den Mund und erwiederte:

„Du bist in der That ein undankbares Geschöpf; sei doch empfänglich für gute Lehren. Dank' es mir, wenn ich dir die Augen öffne."

„Damit ich mich, wenn ich deinem Rathe folge, wie eine Wetterfahne bald rechts, bald links drehe, bald hierher, bald dorthin greife, um das Glück zu erhaschen?" sagte Herr von Fernow; „aber meinetwegen komm', du hast Recht, wir befinden uns da nebenan viel behaglicher."

Damit schob er seinen Arm unter den des Kammerherrn, und Beide wandten sich zum Weggehen. Bei dieser Bewegung glitten ein paar der Lakaien wie auf Schlittschuhen gegen die großen Flügelthüren des Nebenzimmers; diese öffneten sich geräuschlos vor ihnen und schlossen sich ebenso wieder. Das Gemach in welchem sie sich nun befanden, war in der That ein reicher und herrlicher Salon; die Wände waren mit grauem Seidenzeug bezogen, auf welchem Meisterwerke der Malerei hingen; in den zwei Ecken gegenüber dem Fenster standen zwischen grünen Pflanzen und duftenden Blüthen kleine herrliche Marmorstatuen, und vor dem Kamine aus weißem carrarischen Marmor befand sich eine Art kleiner niedlicher spanischer Wand, das Gestell von Palisander und die Felder ebenfalls aus schwerem grünen Seudenzeuge, auf welche Flächen eine kunstreiche Hand zierliche Arabesken gestickt hatte. Auf dem Boden breitete sich ein dicker Smyrnateppich aus, in den der Fuß des darauf Wandelnden ordentlich einsank. — Das Ameublement bestand ebenfalls aus dem gleichen Holz wie die spanische Wand, und hier sah man Tische, Etagèren mit kostbar eingebundenen Büchern und Albums, Sessel und Fauteuils der verschiedensten Größe und Gestalt. In Allem aber, was sich hier befand, herrschte ein so feiner und zarter Geschmack, ein so sinniges Arrangement, daß unverkennbar der Geist und die Hand einer Dame hier thätig sein mußten.

Und so war es auch. Dieses Gemach verband den Speisesaal mit dem Appartement der Prinzessin Elise, der Schwägerin

des kürzlich verstorbenen regierenden Herzogs. Die verwittwete Herzogin bewohnte den südlichen Flügel des Schlosses, und im Parterrestocke, wo unsere Geschichte beginnt, waren die Gemächer des Regenten, der, ein Onkel des verstorbenen Herzogs, im jetzigen Augenblicke das Haupt der Familie und der Herrscher des Landes war. Wir sagen: im jetzigen Augenblicke; denn die verwittwete Herzogin befand sich in interessanten Umständen und die wichtige Frage war, ob die arme, unglückliche Frau einem Prinzen oder einer Prinzessin das Leben geben würde; im ersten Fall war ein rechtmäßiger Thronerbe da, im andern dagegen wurde der Regent dem salischen Gesetz zufolge, regierender Herzog des Landes.

Daß unter diesen Verhältnissen der Hof in zwei große Parteien gespalten war, ja, daß diese erbittert und feindlich einander gegenüber standen, brauchen wir eigentlich eben so wenig zu sagen, als mit welch' namenloser Spannung Land und Hof der Niederkunft der verwittweten Herzogin entgegen sah.

Während der Ordonnanzoffizier an's Fenster trat, um jetzt auch dem Gewühl auf dem Schloßplatz einen Blick zu schenken, blieb der Kammerherr an der geschlossenen Thür stehen, stemmte beide Arme in die Seiten und sagte, bedeutsam mit dem Kopfe nickend:

„So oft ich dieses Zimmer in der jetzigen schweren Zeit betrete, sehe ich immer Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Elise vor mir, wie sie auf- und abwandelt und in ihrem kleinen, aber

sehr gescheuten Kopfe Plane und Entwürfe ausbrütet. Es ist ein Jammer, daß sie eine Dame und kein Mann ist, ich sage dir, Felix, das ist Jammerschade. An ihr hätten wir einen ganz prachtvollen Herzog."

„Ja, ja, das wär dir schon erwünscht," entgegnete der Ordonnanzoffizier, „und dann brauchtest du nicht mehr lange nach dem Glück zu greifen. Die Prinzessin will dir außerordentlich wohl."

„Nicht außerordentlich; — doch kennt sie meine Anhänglichkeit."

„Das ist auch eine von den bösen Geschichten an diesem Hofe. Man weiß in der That nicht, zu wem man halten soll. Ist man dort zu freundlich, macht man sich hier mißliebig, oder umgekehrt. Weißt du auch," fuhr Herr von Fernow fort, indem er sich rasch herumwandte, „was ich davon habe, daß ich als Ordonnanzoffizier im Vorzimmer Seiner Hoheit stehen darf?"

„Nun, was wirst du davon haben?"

„Davon habe ich, daß mich Ihre Durchlaucht, die Prinzessin Elise, nicht allzu freundlich behandelt. — Nun, das wechselt, und ließe sich am Ende noch ertragen; aber glaubst du wohl, Eduard, daß das auch auf mein Verhältniß zur —" der Kammerherr sah fragend und mit einem eigenthümlichen Lächeln in die Höhe. — „Nun ja, Verhältniß sollte ich eigentlich nicht sagen; ich meine, daß diese Ungnade auf meine Liebe zu Fräulein von Ripperda bedeutend influirt. — Schüttle nicht deinen

blonden Kopf; — alle Teufel! ich weiß, was ich fühle und sehe. — Nicht wahr, der Oberstjägermeister wurde eigens zur Partie nach Eschenburg eingeladen, obgleich er nichts dabei verloren hätte. Ich habe eigentlich nicht nöthig es dir zu sagen, umsichtiger Kammerherr. Wenn man einen armen Ordonnanzoffizier protegiren will, so braucht man nur nach dem Frühstück ungefähr so zu sprechen: Sie werden doch auch mit uns reiten? — Hätte das die Prinzessin Elise gesagt, so wäre ich vor den Regenten hingetreten und hätte ihm zu verstehen gegeben, ich sei zur Partie befohlen worden."

„Daran ist was Wahres; doch warst du vielleicht gegen die Prinzessin nicht liebenswürdig genug; oder hast dem Oberstjägermeister boudirt, oder gar zu süße Augen gegen Fräulein von Ripperda gemacht. Das war vielleicht ein Augenblick des Glücks, den du versäumt."

„Hol' dich der Teufel mit deinen Augenblicken des Glücks!" entgegnete unmuthig der Offizier, „wenn es so schwer ist, dasselbe zu fassen — so werde ich es niemals erlangen," setzte er seufzend hinzu.

Der Kammerherr wackelte mit dem Kopfe hin und her, wie eine indische Pagode. „Hm, hm," machte er; „ja, ja, freilich, freilich. Ich sage dir, Felix, in den merkwürdigen Verhältnissen, in denen wir uns grade befinden, könnte das Glück wohl geneigt sein, sich diesem oder jenem völlig zudringlich zu nähern. Man muß nur klug sein und keine Fehltritte thun."

„Was die Klugheit anbelangt, — da steh' ich dir allerdings nach."

„O, du verstehst ja auch deinen Vortheil."

„Nicht besonders. Soll ich dir wiederholen, was ich meinem Stande, meinen Jahren nach sein könnte, und was ich bin?"

Der Andere zuckte mit den Achseln.

„Allerdings," sagte er nach einer Pause; „aber warum," setzte er mit leiser Stimme hinzu, „bist du nicht schon längst meinem Winke gefolgt und hast deine volle Ergebenheit der Herzogin zu Füßen gelegt?"

„Vor allen Dingen bin ich Soldat und Offizier," antwortete Herr von Fernow verdrießlich, „und als solcher kann ich nur Einen Herrn anerkennen."

„Gott bewahre uns auch vor zweien!"

„Seine Hoheit, den Regenten, meinen Fürsten und General. — Wenn du aber deßhalb glaubst," fuhr der Offizier fort, indem er auf etwas verächtliche Art den Kopf zurückwarf, „ich mische mich aus diesem Grunde in eure Intriguen, und sei zu diesem Zwecke bereit, für eine oder die andere Partei zu arbeiten, so irrst du dich ganz gewaltig. Ich thue meinen Dienst und lasse an mich kommen, was kommt."

„Wenn ich als Freund zu dir sprechen darf, so wählst du auf diese Art die gefährlichste Stellung. Das Getreibe an einem Hofe gleicht einem Mühlwerke. Willst du nicht zerrieben werden, so mußt du selbst mitreiben. Um über den Parteien

zu stehen, dazu sind wir zu unbedeutend; der Platz zwischen den Parteien ist, wie gesagt, zu gefährlich; also müssen wir uns selbst für eine Partei entscheiden."

„In deinen Worten liegt ein Körnchen Wahrheit; aber wozu soll ich mich entscheiden? Wie ich dir schon gesagt, bin ich der Offizier des Regenten, und was die allerdings mächtige Partei der Prinzessin anbelangt, so —".

„Bietet sie dir nichts Lockendes?" fragte der Kammerherr mit einem lauernden Blicke.

„O davon schweige mir!" rief heftig der junge Offizier, „um sie zu gewinnen, könnte ich mich am allerwenigsten dazu entschließen, ein Parteimann zu werden. Wenn auch die Liebe gern im Verborgenen wächst und blüht, so haßt sie doch alle Winkelzüge, nach meiner Ansicht nämlich. Ich werde nun noch eine kurze Zeit geduldig abwarten und dann schon erfahren, wie die Freundlichkeit, mit der Fräulein von Ripperda meine kleinen Bewerbungen aufnahm, gemeint war. Spricht ihr Herz nicht für mich, nun gut, was kann ich thun? — Ich muß vergessen. — — Etwas Anderes wär' es freilich", setzte er lebhafter hinzu; „wenn man von Seiten Ihrer Durchlaucht, wie ich fast fürchte, gegen mich in dieser Angelegenheit zu wirken beschlösse. — Ist man mir sonst nicht gnädig gesinnt, was thut's? Ich diene so lang ich kann, und — gehe dann auf meine Güter."

„Auf deine Güter?" fragte der Kammerherr mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Kennst du denn nicht mein Landhaus auf Bergeshöh' mit den fruchtbaren Ländereien und prachtvollen Waldungen, die ich rings umher, so weit das Auge reicht — übersehen kann? — Will man aber, um ernstlich zu reden, Gott weiß zu welchem Zwecke, das junge Mädchen bestimmen oder überreden, sich von mir abzuwenden, — dann freilich — dann ..."

„Dann wärst du vielleicht doch im Stande, dich einer Partei anzuschließen," sagte der Kammerherr, und wenn auch in diesem Augenblicke das uns bekannte freundliche Lächeln seine Lippen umspielte, so warfen doch seine Augen einen so lauernden Blick herüber, der jedem andern, welcher minder unbefangen gewesen als der junge Offizier, aufgefallen wäre.

„In dem Falle freilich," entgegnete fest und bestimmt Herr von Fernow. „Ich sehe dein Lächeln und weiß, was es sagen will. Aber glaube mir, theuerster Kammerherr, habe ich einmal Partei ergriffen, so halte ich fest dazu, siege mit ihr oder gehe mit ihr zu Grunde."

Nach diesen Worten warf er den Säbel in den Arm und ging einmal im Zimmer auf und ab. Als er wieder zu seinem Gefährten kam, faßte er leicht dessen Arm, nöthigte ihn so, den Spaziergang mit ihm zu wiederholen und sagte während des Auf- und Abschreitens in seinem gewöhnlichen freundlichen Tone:

„Siehst du, es taugt nicht einmal, über Parteiangelegenheiten zu reden. Da hätte bald unser Gespräch eine unverhoffte,

ernste Wendung genommen. Laß mich lieber noch einiges hören von deinen Ansichten über das Glück, das ist amusanter und man lernt vielleicht etwas dabei."

Während Beide so dahinschritten, kamen sie an einem kleinen Tischchen vorbei, das mitten im Zimmer stand und auf welchem sich in einer reichen Vase ein überaus prachtvolles Bouquet von frischen, lebenden Blumen zeigte. So oft sie bei dem Tischchen vorüberkamen, neigte sich Herr von Fernow darüber hin, um etwas von dem köstlichen Dufte einzuathmen.

„Was hilft es mir, wenn ich dir auch meine Theorien vom Augenblicke des Glücks wiederhole? Du bist ein Ungläubiger, dem in diesem Punkte nicht zu helfen ist."

„Möchte mich aber gar zu gern belehren lassen", entgegnete Herr von Fernow lachend; „ich versichere dich, Eduard, du hast einen mächtigen Drang in mir erweckt, das umherschwebende Glück zu erhaschen. Ich werde jetzt rastlos um mich schauen und selbst im allergewöhnlichsten Gedränge meine zehn Finger immer zum unverhofften Händedruck parat halten, ich werde den Worten alter Staasräthe und noch älterer Hofdamen lauschen, ich werde Gräfinnen aus dem vorigen Jahrhundert zum Tanz auffordern, ich werde — —"

„Du wirst über mich spotten," sagte der Kammerherr mit seinem unvergleichlichen Lächeln, „und doch habe ich Recht. Thue, wie du gesagt; ein würdiger Staatsrath, dem du vielleicht durch deine liebenswürdige Unterhaltung eine Viertelstunde tödtlicher Langeweile verjagst, kann dich als einen der gebildetsten

und geistreichsten Cavaliere dem Kriegsminister empfehlen; eine alte Gräfin, der du in ihren vorgerückten Jahren noch das Vergnügen eines Walzers verschaffst, kann mit dem Regenten, Gott weiß wie, zusammenhängen und ihm eines Tages sagen, es sei eine wahre Schande, daß man dich noch nicht zum Major habe avanciren lassen. — In der That, was du im Scherz sagtest, glaube ich im Ernst. Die Hauptsache ist: nur den richtigen Augenblick nicht verpaßt, und du hast das Glück in deiner Hand. Es naht uns oft in gar sonderbaren Verkleidungen; ich habe einen Freund, der viel auf meine Theorien hielt und der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, das Glück zu erfassen. Eines Tages sieht er vor irgend einer Kirche eine alte, schäbige Landkutsche in strömendem Regen stehen, und bemerkt eine kleine Damenhand, die sich unter dem Leder hervor vergeblich bemüht, den Schlag zu öffnen. Er eilt hinzu, reißt die Wagenthür auf, eine junge Dame steigt aus, er begleitet sie unter seinem Regenschirm bis in die Kirche und nachher wieder an ihre alte Kalesche. Siehst du, Felix, in dem Augenblick, da er den Schlag öffnete, hatte er das Glück erfaßt. Das Mädchen war eine immense reiche Erbin und ist jetzt seine Frau."

„Das ist allerdings ein schönes und lehrreiches Beispiel."

„O, ich weiß noch viel interessantere, wahrhaft erschreckende. In dem königlichen Schlosse zu C. stand gegen das Ende eines Balles ein junger Kammerjunker, der sehr viel getanzt hatte und müde war, ausruhend in einer Fenstervertiefung. Er wäre gern nach Hause gefahren, eigene Equipage hatte er keine, und

ich kann dir auch wohl gestehen, daß es ihn einigermaßen in Verlegenheit gebracht hätte, sich eine Voiture de remise anzuschaffen, ja es wäre ihm das im damaligen Augenblicke fast unmöglich gewesen. Da die Fensternische, in der er stand, sehr tief, auch Niemand von Bedeutung in der Nähe war, so öffnete er behutsam eine bewegliche Scheibe in dem großen Fensterflügel und streckte die Hand hinaus, um sich zu überzeugen, ob es noch regne. Allerdings fühlte er auch schwere Tropfen auf seine Hand fallen, als er aber diese eben wieder hereinziehen wollte, fühlte er noch etwas ganz anderes; ein Stückchen kalten Metalls berührte seine Finger und als er diese schloß, hielt er einen Schlüssel, an den mit einem kleinen seidenen Bande ein Papier gebunden war. — Wie gefällt dir das?"

Bei diesen Worten blieb der Kammerherr stehen, schmunzelte vergnügt und stieß mit dem ausgestreckten Zeigefinger den jungen Offizier leicht auf die Brust.

„Nicht so übel," sagte dieser.

„Was du in dem Falle gethan hättest, weiß ich nicht," fuhr Herr von Wenden fort; „der Kammerjunker, der ein entschlossener junger Mann war, bedachte sich nur eine Sekunde, zog den Schlüssel sachte an sich, löſ'te die Schnur und bemerkte noch, wie diese alsdann langsam in die Höhe gezogen wurde."

„Ein Augenblick des Glückes!" meinte lachend der Ordonnanzoffizier.

„Ein colossaler Augenblick! Was auf dem Papier, das

den Schlüssel umgab, eigentlich stand, hat man nicht recht erfahren; genug der Kammerjunker wurde in kurzer Zeit Kammerherr, kam in die diplomatische Carriere, heirathete nicht lange darauf eine vornehme, wenn auch etwas ältere Dame und ist jetzt Gott weiß wo, Gesandter. Verstehst du die Moral meiner Geschichte?"

„O, ich verstehe die Moral vollkommen und werde jetzt nach Beendigung jedes Hofballs, oder wo es nur sonst passend erscheint, meine Hand zu irgend einem Fenster hinausstrecken."

Er hatte das mit einem leichten Anflug von Ironie gesagt, den der Andere wohl verstand, und als sie gerade bei dem kleinen Tischchen waren, auf dem der kostbare Blumenstrauß stand, blieb der Kammerherr stehen, schüttelte leicht den Kopf und sagte:

„Trotz aller meiner schönen Lehren bist du unverbesserlich."

„Nein, nein, in der That!" antwortete der Ordonnanzoffizier, „du thust mir Unrecht. Ich fange an, deinen Theorieen zu glauben. Nur hast du mir ja früher schon zugegeben, daß Glück dazu gehört, das Glück zu erfassen. Ich glaube, ich könnte meine Hände ausstrecken nach den Wagenthüren aller schäbigen Landkutschen, zum Fenster hinaus, so oft ich wollte, mir würde nichts in die Hand fallen."

„Bis der richtige Augenblick des Glücks erscheint," entgegnete der Kammerherr mit aufgehobener Hand. „Ist der aber gekommen, so genügt dem Glück der allerunschuldigste Gegen-

stand, um dir, wenn auch verborgen, entgegenzutreten. Ich gestehe dir, es liegt was Aengstliches, etwas geisterhaft Unheimliches in dem Glauben an meine Theorie; aber ich halte ihn fest und unerschütterlich und hege die vollkommenste Ueberzeugung, daß ich, wenn einmal der richtige Augenblick gekommen ist, das Glück erfassen werde, sei es bei einer alten Landkutsche, sei es, daß ich meine Hand zum Fenster hinausstrecke, sei es, indem ich mit meinen Fingern, wie ich jetzt thue, in dieses Blumenbouquet fasse. — — Wie gesagt, ist der rechte Moment gekommen, so ist dort mein Glück verborgen, und — — — — ich — halte — es.“ — — — —

Der Ordonnanzoffizier hatte seinen Gefährten lächelnd angeschaut, als dieser in einer wahren Extase den eben erwähnten Satz sprach bis zu den letzten Worten. Als er aber das: „Ich halte es“ mit so plötzlich verändertem Tone sagte, langsam, kaum vernehmlich, da konnte Fernow nicht umhin, jenem verwundert in das Gesicht zu blicken, denn die ohnedies blassen Wangen des Kammerherrn wurden fast erschreckend bleich, als er die Hand in das Blumenbouquet hineindrückte, und darauf flammte eine tiefe Röthe bis zu seinen Augen empor.

„Zum Teufel, was gibt es denn?“ fragte bei diesem Anblick Herr von Fernow. „Hast du dich beim Ausüben deiner Theorie an einem Dorn geritzt, oder was ist geschehen?“

Herr von Wenden hatte unterdessen die Hand aus dem Bouquet wieder hervorgezogen und sagte, indem er mühsam

lächelte: „Wer weiß, ob ich nicht im Stande bin, diese meine Theorie an mir selbst zu beweisen!“

„So hast du das Glück erfaßt?“ rief lachend der Offizier.

„Wer weiß? Vor der Hand nur ein kleines Papier, sorgfältig zusammengerollt, und nicht ohne Absicht am Stiele einer Rose verborgen.“

„Bah! ein Papier! Ich fürchte, du wirst mir deinen Beweis schuldig bleiben. Das ist wahrscheinlich ganz absichtslos da hineingekommen.“

„Bei Hofe geschieht dergleichen nie absichtslos,“ entgegnete der Kammerherr, indem er sich bemühte, den Streifen aufzuwickeln. „Sehen wir erst, ob etwas darauf geschrieben ist.“

„Natürlich. Das ist die Hauptsache.“ — „Nun?“

„ — — — — Keine Silbe.“ — „Das ist ein schönes Glück.“

Das Papier, ein kleiner kaum fingerlanger und ebenso breiter Streifen, war in der That unbeschrieben. Herr von Fernow und vielleicht mancher Andere hätte ihn für eine Phantasie des Gärtners gehalten und unbeachtet auf die Seite geworfen; der umsichtige Kammerherr aber gab das vermeintliche Glück nicht so leicht aus der Hand. Er drehte den Papierstreifen nach allen Seiten, betrachtete seine Ränder, ob sich dort nicht vielleicht Einschnitte befänden, die etwas zu bedeuten hätten, und als sich gar nichts dergleichen zeigte, hielt er ihn zum letzten Versuch ausgespannt gegen das Tageslicht.

„Nun, du findest nichts?“ fragte der Ordonnanzoffizier, und da er in diesem Augenblick an dem Fenster stand, so betrachtete er von seiner Seite den kleinen Papierstreifen ebenso genau. Hätte er seine Augen nicht so fest darauf gerichtet gehabt, so würde er vielleicht bemerkt haben, wie über die Züge seines Gefährten etwas wie ein helles Licht fuhr, etwas, wie ein Blitz, wie ein freudiger Glanz, das aber ebenso schnell verschwand, wie es gekommen und nur eine, wenn auch affectirte Gleichgültigkeit auf den Zügen zurückließ.

„Wie gesagt, nicht die Spur,“ sagte der Kammerherr nach einem augenblicklichen Stillschweigen; „es ist in der That möglich, daß ich mich geirrt habe.“

„In dem Papier?“

„Ich glaube wahrhaftig, du hattest Recht. Irgend eine Spielerei des Gärtners.“

Darauf nahm er das Papier leicht zwischen die Finger und rollte es sorgfältiger wieder zusammen als — die Spielerei eines Gärtnerburschen vielleicht verdient hätte. Das mochte auch der Ordonnanzoffizier denken; doch hielt er es mit einem Male für besser, er wußte selbst nicht warum, diesem Gedanken keine Worte zu leihen, sondern warf nur leicht hin:

„Und willst du es wieder an seinem früheren Platz zwischen die Blumen verbergen?“

„Warum nicht?“ sagte der Kammerherr mit einem leichten Achselzucken; „entweder ist es, wie schon gesagt, die Spielerei irgend eines Gärtnerburschen oder es ist vielleicht

auch ein unschuldiges Zeichen für jemand anders, das uns durchaus nichts angeht. Man muß Niemandem seine Freude verderben."

„Ja, man muß Niemandem seine Freude verderben," wiederholte Herr von Fernow, und dabei sah er lächelnd und anscheinend ganz gleichgültig zu, wie der Kammerherr aufs Sorgfältigste das zusamengerollte Papier wieder an den früheren Platz brachte.

Mochte nun der Ordonnanzoffizier seinen Freund als einen schlauen, berechnenden und verschwiegenen Menschen kennen, oder hatte er doch etwas von dem leuchtenden Blick bemerkt, der den Augen des Kammerherrn entstrahlte, als dieser den Papierstreifen gegen das Licht hielt, oder, was auch wahrscheinlich ist, war ihm die Sorgfalt, mit welcher Herr von Wenden das — ganz gewöhnliche Stückchen Papier wieder an seinen Platz brachte, verdächtig vorgekommen: genug, er stützte sich mit der Hand auf das Tischchen, sein Gesicht nahm einen ernsten, nachdenkenden Ausdruck an, aber nur eine Sekunde lang, — dann sang er zwei Takte eines bekannten Liedes leise vor sich hin, strich den schwarzen Bart leicht zu beiden Seiten hinaus und sagte mit einem scheinbar freundlichen, aber sehr forschenden Blick auf seinen Gefährten:

„Du bist gewöhnlich ein so umsichtiger Mensch, Eduard; aber entweder du verschweigst mir deine Gedanken oder du hast in der That nicht daran gedacht, daß das Papierchen doch vielleicht etwas bedeuten könnte, was zu erfahren, wenn es auch

kein großes Glück für uns wäre, uns doch einen guten Spaß machen könnte."

Der Kammerherr zog seine Augenbrauen in die Höhe und neigte, wie abwehrend seinen Kopf auf die rechte Seite, wie Jemand, der einen Vorschlag unbedingt verwerfen will.

„Nein, nein," meinte er alsdann; „wenn irgendwo ein Spaß damit bezweckt ist, was geht das uns an? Man muß Niemandem seine Freude verderben. Auch," setzte er nach einer Pause hinzu, „möchte ich in der That wissen, wie wir erfahren sollten, wer mit dem Papierstreifen gemeint ist?"

Dies letztere sprach er mit einem seltsam lauernden Blicke.

Herr von Fernow hatte diesen wohl bemerkt; doch mochte es in seiner Absicht liegen, ganz unverhohlen seine Gedanken auszusprechen, denn er entgegnete, ohne irgend welche Bewegung auf seinem offenen und ehrlichen Gesichte:

„Nun, wenn dir das nicht einfällt, so laß dir dein Lehrgeld zurückbezahlen, welches dich deine Carrière bei Hof gekostet."

„Ich weiß in der That nicht" — sprach der Kammerherr; doch ging sein lauernder Blick in einen fast ängstlichen über.

„Nun, so einfach, wie mir je im Leben etwas vorgekommen! Dort in dem Blumenbouquet steckt das fragliche Papierchen, welches, wie du gesagt, weder Schrift, noch Zeichen enthält."

„Weder Schrift, noch Zeichen."

„Gut. Aber es kann an und für sich ein Zeichen sein, ein Zeichen, das Einer dort versteckt hat, damit ein Anderer es finde. Wenn der es aber finden will, muß er es suchen. Also haben wir Beide nichts Einfacheres zu thun, als Achtung zu geben, wer sich mit dem Blumenbouquet auf eine auffallende Art beschäftigt, — enfin, wer das Papierchen an sich nimmt."

„Bei Gott! da hast du Recht!" rief der Kammerherr mit erkünsteltem Erstaunen; doch biß er sich gleich darauf in die Lippen, und es war ihm offenbar unangenehm, daß der Andere einen Gedanken aussprach, den er schon lange gefaßt.

In diesem Augenblicke trat der diensthuende Kammerherr aus den innern Gemächern der Herzogin und meldete dem Herrn von Wenden, daß die Wagen Ihrer Hoheit so eben an der hintern Seite des Schlosses angefahren seien. Dieser zog seine Uhr hervor und warf einen Blick darauf.

„Halb sechs," sagte er; „eine halbe Stunde Toilette; wir werden um sechs Uhr speisen."

Drittes Kapitel.

Diner bei Hofe.

Das herzogliche Schloß, welches noch vor Kurzem wie träumend in der feierlichen Stille eines Sonntags-Nachmittags dalag, hatte sich seit der Anfahrt der Wagen der Prinzessin, die von Eschenburg zurückkehrten, außerordentlich belebt. Mit ihrem Eintritt und dem ihres zahlreichen Gefolges schien die schläfrige Langeweile, welche bisher in den Corridoren und Sälen herrschte, mit einem Male verschwunden. Die Lakaien in den Vorzimmern saßen nicht mehr träumend auf den Banquets, sondern gingen mit erhobenem Kopfe aufmerksam umher, strichen sich ihre Haarfrisuren zurecht, zupften an ihren weißen Halsbinden und waren ganz andere Menschen geworden. Der Vogel vor dem Fenster war davongeflogen, die schlummernde Katze hatte das Weite gesucht, und der Dragoner im Vestibule vor den Zimmern Seiner Hoheit schritt so energisch auf und ab, daß Säbel und Sporen klirrten. Im vordern Schloßhofe fuhr ein Wagen nach dem andern an, auf den Treppen hörte man leise Schritte,

auch klirrende Sporen, einen respectvollen Husten und das halbunterdrückte Lachen verschiedener Hoffräulein. Neben dem Salon, in welchem sich der bemerkenswerthe Blumenstrauß befand, war von dem Kammerdiener geräuschlos noch ein weiteres Gemach, gegen das Appartement der Herzogin zu, geöffnet worden, und diese beiden Zimmer füllten sich nach und nach mit denen, welche heute das außerordentliche Glück hatten, zur Tafel geladen zu sein.

Da sah man zahlreiche und schöne Damen, deren weißer Teint noch besonders hervorgehoben wurde durch die schwarzen Kleider, welche die Trauer um den verstorbenen Herzog vorschrieb; wenige der Jüngsten hatten es gewagt in ihrem Haar oder an ihrem Schmucke freundlichere Nuancen anzubringen und die einfachen Trauerkleider irgendwie auszuschmücken. Was aber die älteren Damen anbetraf oder die Angehörigen des Hofes, so sah man an ihnen nur Schwarz und Weiß: ja, einige alte Hofdamen, die in den langen Jahren ihrer Dienstzeit schon manche Trauer mitgemacht hatten und in diesem, sowie in vielen andern Fällen mehr zu thun pflegten als der strengste Obersthofmeister vorschreiben konnte, ließen nicht die Spur von Glanz und Weiß sehen, selbst ihre Augen hatten eine melancholisch gelbe Farbe, ihre Wimpern waren beständig niedergeschlagen, der Mund fest verschlossen, und sie trugen deßhalb kein Taschentuch, weil eines von schwarzer Farbe leider noch nie dagewesen war. — Mit vieler Indiscretion versicherten dagegen ein paar naseweise Kammerjunker, die alte Obersthofmeisterin

bediene sich bei dergleichen Veranlassungen sogar eines Trauer-corsetts. — Bei den Herren sah man die allgemeine Trauer nur an den schwarzen Handschuhen und einem leichten Flor um den Arm, denn der schwarze Frack erleidet ja keine Veränderung und ist beständig eher ein Gewand der Trauer als der Freude zu nennen. Wohlthuend waren die zahlreichen glänzenden Uniformen zwischen den vielen schwarzgekleideten Herren und Damen.

Wenige Minuten vor sechs Uhr öffnete sich die Thür, welche zu den inneren Gemächern der Prinzessin führte, und als diese heraustrat, hinter ihr Se. Hoheit der Regent, verstummten die flüsternd geführten Gespräche und man hörte nichts, als das Rauschen der Damenkleider bei der allgemeinen tiefen Verbeugung, die nun erfolgte, sowie das leichte Klirren der Sporen, wenn sich die Absätze der Offiziere vorschriftsmäßig zusammenfanden.

Die Prinzessin Elise war eine ganz eigenthümliche Erscheinung. Bei einer Prinzessin ist das Alter nicht gut zu verschweigen; der offiziell indiscrete gothaische genealogische Kalender sorgt schon dafür, daß uns die Geburtstage sämmtlicher höchsten und allerhöchsten Damen nicht verborgen bleiben; er entdeckt uns also auch, daß die Prinzessin Elise sechsundzwanzig Jahre alt war. Ihre Gestalt mußte man klein nennen. Sie war zierlich gewachsen, hatte eine tadellose Taille und eine reizende Art, ihren Kopf auf den Schultern zu tragen. Dieser Kopf besaß volle blonde Haare, die leicht und graziös

coiffirt waren und zeigte ein Gesicht, von dem man im ersten Augenblicke nicht wußte, fühlte man sich von ihm angezogen oder abgestoßen. Die Prinzessin war keine Schönheit; sie hatte nicht einmal regelmäßige Züge, aber die Augen glänzten voll Geist, und unter der kleinen fast stumpfen Nase sah man einen Mund, der wie zum Lachen erschaffen schien, und wenn er lachte, kleine, aber blendend weiße Zähne zeigte.

Hatte man sich aber an das Gesicht der Prinzessin einmal gewöhnt, so fand man es anziehend und reizend, namentlich durch die Zartheit der einzelnen Partien, besonders aber durch die Fülle von Geist und — Bosheit, die aus den dunkelblauen Augen leuchtete. Und dieser Ausdruck der Bosheit, — wohlverstanden im guten Sinne, man könnte also sagen, der Schelmerei — verrieth das Innere der Dame. Dabei hinkte sie ein wenig, und grade dieser Fehler war es, der ihrer ganzen Figur etwas außerordentlich Pikantes verlieh; denn sie wußte das durch ein eigenthümliches Hin- und Herwiegen ihres kleinen Körpers so geschickt zu verbergen, sie wandte sich im Gespräch so rasch bald rechts bald links, und dabei schossen ihre Augen so durchdringende Strahlen nach allen Seiten, daß man von der ganzen Erscheinung überrascht, ja geblendet war.

Im Vertrauen sagten sich die älteren Herren des Hofes, daß die Prinzessin ein lebhafter, allerliebster, kleiner Kobold sei; daß niemand so leidenschaftlich und mit so vielem Geschick intriguire, wie sie, und daß es ihre größte Lust sei,

Land und Leute, um uns eines gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, hintereinander zu bringen. Jüngere Männer, die vielleicht zu tief in dies glänzende Auge geblickt, oder die sich von dem Geist der Prinzessin mächtig angezogen fühlten, versicherten seufzend, sie sei, wie der kleine boshafte Gott Amor, der seine Pfeile nach allen Richtungen hin verschieße, um sich hernach über das Uebel, das er angerichtet, lustig zu machen.

Dabei war sie frei von jeder Ziererei, und trotz des Fehlers an ihrem Fuß verstand es keine der übrigen Damen, sich so ungezwungen und elegant, wie sie, in dem größten Salon zu bewegen. Für Alles, was in ihrer Anwesenheit geschah oder gesprochen wurde, schien sie sich wenig zu interessiren, und doch entging nichts ihrer Aufmerksamkeit, wobei sie es aber verstand, den ernstesten Gesprächen eine scherzhafte Wendung zu geben und so die Unbefangenen glauben zu machen, sie sei gar nicht im Stande, sich für wichtige Dinge ernstlich zu interessiren. Aber, wie eben gesagt, nur die Unbefangenen waren dieser Ansicht. Wer den Hof genauer kannte, wußte, daß die Prinzessin Elise, so lange ihr Schwager, der verstorbene Herzog lebte, das eigentliche Haupt der Regierung war. Daher hatte sie es auch bitter empfunden, als nun der Onkel des hochseligen Herrn, dem Familienstatut gemäß, die Zügel der Regierung ergriff, und kräftig seinen geraden Weg ging, ohne sich durch die Intriguen der Prinzessin beirren zu lassen. Schlau, wie sie

war, hatte sie auch augenblicklich ihre ganze Handlungsweise geändert, stellte sich mit dem Regenten scheinbar auf einen sehr guten Fuß, knüpfte aber unter der Hand nach allen Richtungen ihre geheimen Fäden an, um sich eine mächtige Partei des Hofes geneigt und dienstbar zu erhalten. Wohl niemand sah der Entbindung ihrer Schwester mit so peinlicher Spannung entgegen, wie sie. Ward dieser ein Sohn, ein Thronerbe geschenkt, so hieß es nur ruhig eine Reihe von Jahren abwarten, um dann aufs Neue die Zügel der Regierung zu ergreifen, was der Prinzessin um so leichter wurde, als die verwittwete Herzogin, obgleich die ältere Schwester, eine ruhige, stille und lenkbare Frau war.

Obgleich es die Prinzessin liebte mit den geistreichen, sowie auch mit den elegantesten Männern des Hofes im fortwährenden scherzhaften kleinen Kriege zu leben, einem Kriege, der aber für beide Theile leicht gefährlich werden konnte; obgleich sie sich in jeder Beziehung mit der größten Freiheit bewegte und, von Hause aus ungeheuer reich, so zu sagen ihre eigene Hofhaltung hatte, obgleich sie viel in selbstgewählten Kreisen lebte und sich ihre kleinen Gesellschaften und Partien ganz nach Gutdünken und mit größter Freiheit zusammenstellte, so wußte doch die schlimmste aller schlimmen Zungen bei Hof in der angedeuteten Richtung über das Leben der Prinzessin nicht das geringste Nachtheilige auszusagen.

Hinter der Prinzessin trat der Regent in den Saal,

ein großer, eher starker als schlanker Mann, zwischen vierzig und fünfzig Jahre alt, mit einem offenen, Zutrauen erweckenden Gesichte, dem die gewölbte Stirn mit den dunkeln Augenbrauen, darunter der lebhafte Blick des Auges, vor Allem aber ein gewisser, nicht unliebenswürdiger Zug um den Mund einen starken Ausdruck von Entschlossenheit und Kraft gaben. Hätte sich das ehemals dunkle Haar nicht hie und da mit einem leichten, grauen Schimmer bedeckt, so würde man den Regenten für jünger gehalten haben als er in der That war. Er sprach sehr bedächtig und mit Nachdruck, und ebenso waren alle seine Bewegungen, letztere übrigens mehr aus Zwang und Angewöhnung, was daher kam, daß ihn — er hatte längere Zeit in fremden Kriegsdiensten gestanden — der Stich eines Lanzenreiters ziemlich schwer an der Hüfte verwundet hatte, wovon, wenn auch keine Lähmung, doch so viel zurückgeblieben war, daß der Regent sich langsam wenden, überhaupt vorsichtig bewegen mußte, um keine Schmerzen zu empfinden.

Unter den Damen der Prinzessin befand sich ein noch ziemlich junges Mädchen, ebenfalls schwarz gekleidet, welches ihre Gebieterin in Allem, was das Aeußere anbelangte, so total überragte, daß man nicht begriff, wie Ihre Durchlaucht sich gerade dieses zur beständigen Begleiterin und zur Vertrauten erwählt habe, — Fräulein Helene von Ripperda. Sie war in der That auffallend schön und dabei von einer wohlthuenden Schönheit. Ihre Augen sprachen verständig,

ja geistreich, und wenn sie auch zuweilen Blicke hinaussenden konnte, die Zeugniß gaben von der Wärme ihres Herzens, so glänzten doch meistens ihre Augen ruhig und angenehm. Ihr Teint war trotz der dunkeln Haare von einer außerordentlichen Frische und Weiße, und was vielleicht ein überaus strenger Beurtheiler an diesem Gesichte hätte tadeln können, waren etwas starke Lippen, die aber dabei von den edelsten Formen in rosiger Frische der Jugend blühten. Der Wuchs dieses Mädchens war das Schönste, was man sehen konnte, und selbst von den andern Damen so anerkannt, daß sie bei allen Vergleichungen eine Ausnahme war. Wie oft konnte man in vertrauten Gesprächen hören, wenn von einer Taille, einer Büste, von einem Arme die Rede war: — Ja freilich, Helene, sie darf man da nicht nennen; sie macht freilich eine Ausnahme.

Nachdem sich das knixende und verbeugende Heer der Hofleute endlich beruhigt hatte, um in dem allgemeinen Sturm und Drang seine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, vielleicht auch eine einzelne alte Hofdame, sich vom Blick Ihrer Durchlaucht getroffen glaubend, nochmals ehrerbietig in sich zusammensank, oder aus der Ferne die ganz unterthänige Verbeugung eines längst vergessenen Kammerherrn wetterleuchtete, während der Regent langsam im Kreise umherging, diesem eine Artigkeit sagte, jenem ein minder freundliches Wort, hier ein äußerst gnädiges Kopfnicken hatte, vielleicht sogar eine wohlwollende Handbewegung, dort da-

gegen einen tiefen Bückling mit sehr steifem und förmlichen Kopfnicken beantwortete, gleich daneben wieder ganz herablassend, ganz leutselig, ganz gesprächig war, und wenige Schritte davon einen ängstlich und erwartungsvoll sich vordrängenden Großen oder Kleinen des Hofes um keinen Preis zu sehen schien, ihn wie wesenlose Luft behandelte, durch die man unbekümmert dahinschreitet, — während so der Regent, ohne große Mühe, Vergnügte und Traurige, Entzückte und Unglückliche machte, mit Einem Worte seinen Cercle hielt, ließ sich die Prinzessin Elise mit einer etwas affectirten Müdigkeit auf einen kleinen Fauteuil nieder, der in der Nähe eines der Fenster stand, und rief Fräulein von Ripperda zu sich. Diese beugte sich auf ihre Gebieterin herab und stützte dabei ihre Rechte auf den Fauteuil, worauf die Prinzessin unter dem Ausdruck unverkennbaren Wohlwollens mit ihrer Hand über den schönen vollen Arm des jungen Mädchens herunterfuhr, und diese dann auf den Fingern ihrer Hofdame ruhen ließ. Zu gleicher Zeit neigte sie den Kopf sehr stark rückwärts und winkte mit den Augen einem Herrn in schwarzem Fracke, der hinter dem Regenten eingetreten war.

Dieser Herr war wenige Jahre jünger als Seine Hoheit, sah aber ungleich älter aus und hatte in seinen Bewegungen etwas forcirt Gelenkiges, eine Manier sich zu bewegen, durch welche sich Manche bemühen, eine beginnende Hinfälligkeit des Körpers zu verdecken. Sein Gesicht war

geistreich und nicht unschön, doch lag ein gewisser Ausdruck der Abspannung um Augen und Mund, und dabei spielte um den letzteren ein meistens höchst fatales Lächeln, ein Lächeln, von dem man sagen konnte, wie jener alte Oberst zu seinen Reitern: wenn ich lache, so lacht der Teufel aus mir!

Der Gerufene — es war der Oberstjägermeister, Baron Rigoll — wand sich, indem er die freundlichsten Blicke an seine Umgebung spendete und sie auf diese Art bat, gefälligst Platz zu machen, wie ein Aal durch die Gruppen der Hofherren, Offiziere und Damen und glitschte mit einem wahren Schlittschuhschritt neben den Fauteuil Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin. Das junge Mädchen, welches an der anderen Seite stand, hob in diesem Augenblick ihren Kopf in die Höhe und während sie scheinbar gleichgültig zum Fenster hinausblickte, that sie einen tiefen Athemzug. Ein sehr aufmerksamer Beobachter mußte in diesem Augenblicke bemerken, daß eine ganz leichte Röthe auf ihren Wangen erschien, daß sie die vollen Lippen zusammenpreßte und daß sie eine Sekunde lang seltsam mit ihren Augen zwinkerte; und dieser sehr aufmerksame Beobachter, der das in der That bemerkte, stand nicht weit von dem schönen Fräulein, durch den schweren Vorhang des Fensters geschützt, aber so aufgestellt, daß ihm nicht das Geringste von der Gruppe um den Fauteuil entging.

„Es war doch heute eine superbe Partie," sagte die

Prinzessin; „in der That reizend und erfrischend; und für die kleinen Ueberraschungen in Ihrem Departement, dem Walde, bin ich Ihnen zu ganz besonderem Danke verpflichtet.“

Der Oberstjägermeister verbeugte sich tief und als er den Kopf wieder erhob, warf er einen Blick auf Helene von Ripperda, welche von der Prinzessin durch einen leichten Druck auf die Hand vermocht worden war, den Kopf herumzuwenden.

„Daß Eure Durchlaucht mit dem heutigen Tage zufrieden war,“ sprach der Baron Rigoll, „ist eine Gnade, welche mich ganz glücklich macht. Ja, Eure Durchlaucht,“ fuhr er im erregteren Tone fort; „es war ein entzückender Tag, und wenn ich hoffen darf, für mich von den herrlichsten und glücklichsten Folgen.“

Aus den Augen der Prinzessin leuchtete die unverkennbarste Bosheit, als sie bei diesen Worten zuerst einen Blick auf das herrliche junge Mädchen warf und dann die in Ehrfurcht gekrümmte Gestalt des Sprechers betrachtete.

„Fräulein Helene,“ fuhr dieser fort, hielt aber unter seinem fatalen Lächeln inne, als ihn ein fester Blick aus den großen Augen der jungen Dame traf. Doch nahm Ihre Durchlaucht seine Rede auf und sagte mit leisem, aber bestimmtem Tone, wozu indessen ihr liebenswürdiges Lächeln nicht ganz gut paßte: „Helene weiß, wie sehr ich mich mit ihrem Glücke beschäftige. Sie weiß, daß ich wie eine

Schwester für ihre Zukunft besorgt bin und weiß ebenso, wie umsichtig und prüfend ich zu handeln pflege."

„Gewiß, Eure Durchlaucht," erwiderte das junge Mädchen und beugte sich abermals und so tief auf die Prinzessin herab, daß weder der Oberstjägermeister noch der Beobachter hinter dem Vorhange in diesem Augenblicke ihr Gesicht zu sehen im Stande war.

Herr von Fernow war übrigens bei dem Cercle, den der Regent hielt, sowie bei der kleinen Scene am Fauteuil der Prinzessin aus uns bekannten Gründen nicht der einzige scharfe Beobachter, wogegen er der Einzige war, der die Miene des Baron Rigoll verstanden, sowie die Worte der Herzogin gehört. Er mußte alle seine Ruhe zusammennehmen; er mußte sich zehnmal in's Gedächtniß zurückrufen, wo er sich befände und daß vielleicht manches Augenpaar, welches früher von seinen Bewerbungen um Helene etwas gesehen, jetzt ebenso aufmerksam auf ihm ruhe, wie seine Blicke auf der Gruppe an dem kleinen Fauteuil.

Obgleich Herr von Wenden anscheinend auf die unbefangenste Art von der Welt bald mit diesem, bald mit jenem sprach, sich auch soviel als thunlich zwischen den Herren und Damen bewegte, so hingen doch seine Blicke fast beständig an dem großen Blumenstrauße, den er in Gedanken rastlos umkreiste, wie die Biene, die so eben zu dem offenen Fenster hereingesummt war.

Schon oft hatte sich dieser oder jener, namentlich aber

viele Damen, dem Bouquet genähert, und wenn jemand sich etwas auffallend tief darauf hin beugte, so schlug dem Kammerherrn das Herz schneller, meistens aber alsdann mit dem Gefühl des Unmuthes; denn es waren bis jetzt lauter unbedeutende Leute gewesen, welche den geheimnißvollen Blumenstrauß bewundert. Einmal freilich war der Regent, der nahe an dem Tischchen stand, mit der Hand über die Blumen hinweg gefahren, als wolle er sich etwas von ihrem süßen Dufte zufächeln; — der Regent, — nein, der hatte nichts mit dem Papierstreifen zu thun; sein Gesicht war in diesem Augenblicke so ruhig wie immer und er ging ohne alle Bewegung von dem Tische hinweg nach der Fensternische, um da ein paar Worte mit einigen älteren Herren zu sprechen.

Die Prinzessin warf einen Blick auf die Uhr über dem Kamin und sagte zum Oberstjägermeister, der eben im Begriff war, sich ehrerbietig zurückzuziehen:

„Gleich Sechs, wenn ich nicht irre. O, es ist mir angenehm, daß es zum Diner geht; ich habe von unserm Ausfluge einen ganz tüchtigen Appetit mitgebracht.“

Ehe aber Baron Rigoll im Stande war, hierauf etwas zu erwidern, was übrigens die Prinzessin auch gar nicht zu erwarten schien, warf sie den Kopf auf die andere Seite und sagte zu Fräulein von Ripperda:

„Sehen Sie, Helene, dort das wunderbare Bouquet auf dem kleinen Tischchen? Wirklich allerliebst arrangirt. Wunderschöne Blumen!“

„In der That, Eure Durchlaucht, wunderbar schön," antwortete das junge Mädchen. — „Magnifique!" meinte der Oberstjägermeister. — Und „deliciös! köstlich! süperb!" erschallte es aus dem Munde eines halben Dutzend Damen, welche sich durch die ziemlich laut gesprochenen Worte der Prinzessin berechtigt glaubten, sich etwas davon zu nutze zu machen und ihre Ergebenheit dadurch zu bezeugen, daß sie ebenfalls ihren Enthusiasmus für das Blumenbouquet durch einen Ausruf an den Tag legten. Auch drängten sich mehrere vor, um die bewunderten Blumen in der Nähe zu sehen, sie nochmals ganz außerordentlich prächtig zu finden, wozu sich auch einige Herren mit fortreißen ließen, um so der Prinzessin im wahren Sinne des Wortes — durch die Blumen zu huldigen.

Herr von Wenden war in Verzweiflung. Man umdrängte den kleinen Tisch so gewaltig, daß es gar nicht zu verwundern gewesen wäre, wenn sich in diesem Augenblicke ein paar Finger des Papierstreifens unbemerkt bemächtigt hätten. Er erhob sich auf den Zehen, ging selbst einige Schritte näher, konnte aber nicht von dieser Seite an das Tischchen gelangen, da ihm der Regent im Wege stand, den zu umgehen gegen allen Anstand gewesen wäre.

„Ja, es ist sehr schön arrangirt," wiederholte die Prinzessin nach einer kleinen Pause, wobei sie ihren Fächer aufrauschen ließ und leicht gegen sich fächelte. — „O, meine liebe Helene," fuhr sie dann in sehr nachlässigem Tone fort;

„seien Sie so freundlich und schauen in dem Bouquet nach, ob sie nicht eine Theerose finden. Ich liebe den Geruch der Theerosen außerordentlich."

„Eine Theerose!" sprach der Kammerherr zu sich selber mit angehaltenem Athem.

Fräulein von Ripperda war zu dem Tischchen getreten; ihre feinen Finger suchten behutsam zwischen den Blumen; dann wandte sie ihren Kopf gegen den kleinen Fauteuil und sagte: „Ja, Euer Durchlaucht, hier in der Mitte steckt eine sehr schöne Theerose; soll ich sie herausziehen?"

„Wenn es ohne Schaden für das schöne Bouquet geschehen kann," entgegnete die Prinzessin, anscheinend mit der größten Theilnahmlosigkeit und wobei sie ein animirtes Gespräch mit dem Oberstjägermeister, das sie so eben begonnen, unterbrach.

Daß ihr leiser Wunsch Befehl war, versteht sich von selbst, und wenn auch das ganze Bouquet darüber zu Grunde gegangen wäre, so würde doch jeder der Anwesenden die Rose mit einem wahren Enthusiasmus hervorgezogen und überbracht haben.

Helenens zarte Hand that übrigens den andern Blumen keinen Schaden; als sie die Rose hervorzog, hatte sie dem Fauteuil der Prinzessin den Rücken zugekehrt und ehe sie sich wieder herumwandte, fuhren ihre leuchtenden Blicke eine Sekunde über den Kreis der Herren, die sowohl das Bouquet als die Rose und das schöne Mädchen mit außerordentlichem Interesse betrachteten.

Herr von Fernow, der noch immer halbverdeckt hinter dem Fenstervorhange stand, hätte viel darum gegeben, mit seinen Augen den Blicken Helenens begegnen zu dürfen. Er hätte es gewiß gefühlt, wenn diese Blicke auch nur den tausendsten Theil einer Sekunde bei ihm verweilt hätten. — Ah! diese süßen, heißen Blicke! Wie sich der Versinkende an einen Strohhalm anklammert, so war es ihm ein Trost, sich sagen zu können: Hätte Helene dich gesehen, vielleicht würde sie dir durch ein Zucken in ihren Augenwimpern gesagt haben, daß ihr die Scene so eben am Fauteuil schrecklich gewesen.

Unterdessen hatte Fräulein von Ripperda der Prinzessin die Rose überbracht, welche ziemlich gleichgültig daran roch und zu dem Oberstjägermeister gewendet sprach: „Wenn ich mich nicht sehr täusche, so ist das Amour offensée."

Der gewandte Hofmann verbeugte sich mit einem augenscheinlichen Entzücken und sagte: „Euer Durchlaucht haben auch in der Botanik einen sichern Blick, der Sie nie täuscht; es ist in der That Amour offensée. Nicht wahr, eine schöne Rose, Fräulein von Ripperda?" wandte er sich an die junge Dame.

„Amour offensée!" sagte auch diese; doch flogen ihre Blicke über die Rose hinweg, abermals durch das Zimmer.

„Amour offensée!" murmelten die zunächst stehenden Hofdamen entzückt; „Amour offensée!" pflanzte sich von Mund zu Mund fort; sämmtliche Kammerherren sprachen es aus mit dem Ausdruck des unverkennbarsten Erstaunens über

die Kenntnisse der Herzogin. — „Amour offensée!“ sagten ein paar alte, dürre Staatsräthe in vierstöckigen weißen Halsbinden, und — „Amour offensée!“ wiederholte schmerzlich der junge Ordonnanzoffizier mit einem tiefen Seufzer. —

— Amour offensée. — —

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblick die Uhr über dem Kamin hell und vernehmlich sechsmal anschlug; sonst wäre wahrscheinlich die Amour offensée zu einem allgemeinen Gesprächsthema geworden von sehr gefährlichen Folgen.

— Sechs Uhr. — Die Flügelthüren öffneten sich schneller als gewöhnlich, und der erste Kammerdiener des Regenten machte gegen Seine Königliche Hoheit eine tiefe Verbeugung, worauf dieser eine freundliche Handbewegung gegen die Prinzessin machte, die sich auch alsobald erhob und gefolgt von ihren Damen dem Speisesaal zuschritt. Dabei blieb sie aber wohl ein dutzendmal, wenn auch nur auf einen ganz kurzen Moment, stehen, schaute nach Diesem und Jenem, fragte Dies und Das, und wandte sich dabei so geschickt um sich selbst, daß der aufmerksamste Beobachter kaum des Fehlers an ihrem Fuße gewahr worden wäre. Der Regent, scheinbar in angelegentlichem Gespräch mit dem Minister des Hauses, ließ fast die ganze Gesellschaft vorangehen, ehe auch er in den Speisesaal trat. An der Thüre stand, ihn erwartend, noch immer Herr Kindermann, der erste Kammerdiener, den Herzog mit einer tiefen Verbeu-

gung vorüberlassend. Während aber der Regent durch die Thüre schritt, sagte er zu seinem getreuen Diener zwei Worte, die dieser durch ein ganz leichtes Kopfnicken beantwortete.

Das Hofdiner nahm seinen Anfang und Verlauf wie alle dergleichen Vergnügungen. Wenn auch die Menue vortrefflich war, so stillten doch die meisten den kleinen Hunger, den man zu Hofe mitzubringen pflegt, größtentheils durch die Ehre, an der herzoglichen Tafel speisen zu dürfen. Einen allzu großen Appetit zur Hoftafel mitzubringen ist unanständig und gefährlich, letzteres, da man nicht weiß, welche Tischnachbarn oder Nachbarinnen man hat. Wirft Einen das Schicksal zwischen zwei gerade nicht eßlustige, aber sehr redselige Damen, so thut man am besten, die meisten Schüsseln vorübergehen zu lassen; denn was nützt es, das Beste auf dem Teller zu haben, wenn man nur fast verstohlener Weise dazu kommen kann, einen Bissen zu genießen? Du bist grade im Begriff, die erste Gabel zum Munde zu führen, als deine Nachbarin zur Linken eine zarte Wißbegierde an den Tag legt und zu erfahren wünscht, ob du gestern im Theater gewesen.

„Allerdings, gnädige Frau."

„Ein deliciöses Stück! — Wie ich mich amüsirt habe!"

Natürlicher Weise findest du durch eine stumme Neigung des Kopfes das Stück eben so deliciös und hast dich eben so vortrefflich amüsirt; denn würdest du wagen zu widersprechen, so käme die Gabel mit einem sehr schönen

Bissen nimmermehr an ihren Bestimmungsort. Leider findet sich die Nachbarin zur Rechten veranlaßt, anderer Meinung zu sein.

„Wie, ma chère Baronne!“ ruft sie aus und dabei lehnt sie sich so stark vorn über, um ihre Nachbarin besser zu sehen, daß, wenn ich jetzt meinen rechten Arm gebrauchen wollte, es gerade aussähe, als wollte ich ihr die Aussicht versperren. Hand, Gabel und Bissen bleiben also auf halbem Wege stehen. — „Ich finde das Stück ein Horreur, Sie werden mir verzeihen, ma chère Baronne, ich bitte Sie!“ Damit wendet sie sich zu mir: „Wollen Sie eine Aufführung, wie die des jungen Grafen, — sein Vater ist allerdings nur ein Banquier — selbst in der Komödie rechtfertigen? — Wollen Sie das? — Können Sie das?“ —

„O Gott! ich möchte wohl, aber ich kann ja nicht.“

„Er verläßt am Tage der Verlobung seine Braut, ein Mädchen von sehr guter Familie, um mit einer früheren Liaison davon zu gehen!“

„Aber er hat doch einige Gründe dafür gehabt“ wage ich zu sagen. — Ich weiß wohl, ich habe mit dieser Bemerkung Oel ins Feuer gegossen, will aber nur die jetzt aufprasselnde Entgegnung benutzen, um endlich meine lang gehegte und gewiß verzeihliche Absicht zu erreichen; aber ich habe falsch gerechnet. Während meine Nachbarin mir allerdings in eifriger Rede die Horreurs des Stücks auseinandersetzt, hat sie die Bosheit, ihre rechte Hand auf meinen

rechten Arm zu legen: „Enfin," sagt sie endlich; „ich begreife nicht, wie unsere sonst so umsichtige Intendanz solche Stücke nur aufführen lassen mag."

Die umsichtige Intendanz sitzt uns gerade gegenüber und da sie an dergleichen Reden gewöhnt ist, so lächelt sie still vergnügt in sich hinein; ja, der gute Bordeaux, den sie so eben getrunken, hat ihr Herz milde gestimmt und während sie die Selbstverleugnung so weit treibt, das Stück in einigen Theilen allerdings ein wenig stark zu finden, versichert sie dagegen, daß der Dindon aux truffes, mit dem sie sich gerade beschäftigt, entschieden die feinste Schüssel sei.

Nun weiß aber der geneigte Leser hoffentlich aus Erfahrung, daß ein Dindon aux truffes warm gespeis't werden muß, und ebenso gut, daß ein Bissen, der fünf Minuten lang zwischen Himmel und Erde schwebt, erkaltet. Da die Hand meiner Nachbarin von meinem Arme nicht weichen will, so mache ich es, wie irgend ein Held in einer beliebigen Schlacht, dessen rechter Arm so eben gelähmt wurde: auch ich nehme ruhig meine Waffe in die linke Hand; doch kaum glaube ich, sie glücklich zum Munde führen zu können, als meine Nachbarin zur Linken, die in höchster Indignation stille geschwiegen, und es vielleicht auch unter ihrer Würde hält, das angegriffene Schauspiel zu entschuldigen, jetzt mit affectirter Gleichgültigkeit ihr Glas vor mich hinschiebt und um ein wenig Wasser bittet.

Wäre ich in diesem Augenblick ein Araber der Wüste,



so würde ich vielleicht sprechen: „Verflucht sei das Ei, aus welchem dieser Dindon geschlüpft, verflucht das naseweise Schwein, das diese Trüffeln aus dem Grunde gewühlt, verflucht der Autor, der das fragliche Stück geschrieben und vor allen Dingen verflucht seien — —." Da ich aber ein glattrasirtes Kinn habe, eine weiße Halsbinde trage und auf gesellschaftliche Bildung Anspruch mache, auch in diesem Augenblicke höre, wie rings umher die Teller gewechselt werden, so lege ich seufzend meine Gabel nieder,

still mich freuend, bis es wieder
Morgen würde sein.

Ebenso unangenehm, ja noch gefährlicher ist es, bei dergleichen Diners in der Nähe hoher und höchster Herrschaften placirt zu werden. Alsdann hast du das Schicksal des jungen Naschers, der überrascht zu werden fürchtet. Du wirfst deinen unglücklichen Bissen nur verstohlen in den Mund, du wagst nicht zu kauen, du schlingst nur, wie ein Kettenhund, oder wie eine Kropfgans; du setzest dich der Gefahr aus, an einem Knochensplitter zu Grunde zu gehen, nur um den Augenblick nicht zu verpassen, wo dich ein allerhöchster Blick trifft, oder wo du so glücklich sein mußt, eine allerhöchste Frage umgehend zu beantworten.

Aus diesen angeführten Gründen ist es nun in der That besser, zu einem solchen Diner nicht hungrig zu gehen. Die Qualen des Tantalus zu erdulden, ist nicht angenehm;

ein hungriger Mensch, der so mit ansehen muß, wie er auf unverantwortliche und leichtsinnige Art um die süßen Freuden der Tafel gebracht wird, — ein solcher Unglücklicher könnte vielleicht einmal grob werden, und ein grober Gast an einer Hoftafel wäre etwas so außerordentlich Schreckliches, von dem noch zehn Kammerherrengenerationen schaudernd sprechen würden, als von etwas, „was der Mensch begehren sollte, nimmer zu schauen."

Als gut geschulte Hofmänner hatten denn auch sowohl Herr von Fernow, als Herr von Wenden ihren Appetit durch ein spätes und solides Frühstück gedämpft, heute wohl unnöthiger Weise; denn Beider Hunger, und wenn er auch noch so stark gewesen wäre, würde von der Aufmerksamkeit absorbirt worden sein, mit welcher der Kammerherr die Prinzessin Elise, der Ordonnanzoffizier aber Fräulein von Ripperda betrachtete.

Die Prinzessin hatte die Rose neben sich auf den Tisch gelegt, doch sah das scharfe Auge des Herrn von Wenden wohl, daß der Papierstreifen von dem Zweige verschwunden war. Was dieser Papierstreifen enthielt, konnte sie füglich noch nicht gelesen haben; sie hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ihn, wie der Kammerherr gethan, gegen das Licht zu halten; denn nur so konnte man die paar Worte herausfinden, die mit einer feinen Nadel in das Papier gerissen waren.

Viertes Kapitel.

Amour offensée.

Hinter dem Stuhle Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise stand der erste Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, der neben andern bedeutenden Gaben auch die besaß, seine Augen aufs Allerseltsamste bewegen zu können; während er nämlich mit dem einen weder den Regenten noch die Prinzessin außer Sicht ließ, bemerkte er mit dem andern genau, was an der ganzen Tafel vorging. So war es denn auch von diesem würdigen Beamten nicht unbemerkt geblieben, daß sowohl Herr von Fernow als Herr von Wenden fast jede Schüssel unberührt vorübergehen ließen; ebenso, daß der Letztere wahrhaft auffallend und in gespannter Erwartung nach Ihrer Durchlaucht hinblickte, ferner, daß der junge Ordonnanzoffizier mit zusammengebissenen Lippen und finsterem Blick dasaß, zuweilen wie aus tiefen Träumereien erwachend Fräulein von Ripperda anstarrte oder nichts

weniger als freundschaftlich nach dem Oberstjägermeister hin übersah.

Herr Kindermann trug fast immer ein gleichmäßiges und liebevolles Lächeln zur Schau; es mochte Tag oder Nacht sein, Sommer oder Winter, es mochte regnen oder schneien: er lächelte; und sein Gesicht hatte sich so daran gewöhnt, daß es ihm bei traurigen Veranlassungen die größte Mühe machte, die Augenbrauen in die Höhe zu ziehen und die Unterlippe vorschriftsmäßig herabhängen zu lassen. Jetzt strich er sich sanft durch sein stark ergrautes Haar und lächelte; jetzt zupfte er leicht an seiner Halsbinde und lächelte. Mit sanftem Lächeln bot er der Prinzessin einen Teller frisch aufgeschnittener Ananas und dann präsentirte er ebenso gleichmüthig lächelnd Ihrer Durchlaucht das verlangte Glas Wasser. Wir glauben gewiß annehmen zu können, daß Herr Kindermann auch lächelnd in den Armen des Schlafes lag, und daß, wenn ihn einst dessen ernsterer Bruder abrufen wird, Herr Kindermann mit dem freundlichsten Lächeln diese Welt verlassen werde.

Nach einiger Zeit kam der große Moment, wo der Regent gelinde hustend zu Ihrer Durchlaucht der Prinzessin hinübersah, wie sie leicht mit dem Kopfe nickte und sich darauf erhob, bei welcher Veranlassung Herr Kindermann lächelnd den Sessel entfernte. Ein paar Sekunden hierauf hörte man nichts als Stuhlrücken, Räuspern, Husten, dazwischen ein halblautes Wort, Säbel- und Sporengeklirr.

Die Prinzessin begab sich in das Zimmer zurück, wo der kolossale Blumenstrauß stand, und in welchem, gleich wie im Nebensaale, der Kaffee servirt wurde. Jetzt, nach der Tafel, wurde kein so förmlicher Cercle gehalten, wie vorher, sondern die Gruppen vertheilten sich zwang- und harmlos. Junge Kammerherren und Offiziere suchten sich den Hofdamen zu nähern, man hörte sogar mitunter ein lautes Wort und ein leises Lachen, ja, man sah alte Excellenzen — von den wenigen Auserwählten, die bei der Hoftafel das Privilegium haben, wenig zu sprechen und viel zu essen, — irgend einer langjährigen Damenbekanntschaft schmunzelnd die Cour machen.

Solch eine alte Excellenz macht ihre Cour auf ganz eigenthümliche Weise. Der sehr steife und hohe Uniformskragen hindert sie, den Kopf nach rechts oder links zu drehen, weshalb sie nur ihren Augen gestattet, diese Bewegungen zu machen; ebenso ist es ihr aus dem angeführten Grunde unmöglich, das Haupt zu senken, wenn sie mit irgend einer Dame sprechen will, wodurch denn ein ganz seltsames, man könnte sagen, faunenartiges Schielen nach unten entsteht. Dazu kommt noch ein sehr gesättigtes Lächeln um ihren Mund, und alles das zusammen gibt öfters den Worten solch einer alten Excellenz eine ganz andere Deutung, als sie wohl selbst beabsichtigte, hinein zu legen.

„Wünsche wohl gespeist zu haben, meine Gnädige. — Ein ganz charmantes Diner!“

„Außerordentlich gut, Excellenz. Ich habe mich vortrefflich unterhalten."

„Ja, unterhalten, vortrefflich; aber abgesehen davon, man speist in der That ganz deliciös."

„Und Excellenz lieben ein gutes Diner."

„Ich leugne das nicht, gnädige Frau; man wird alt, und alles das, was uns sonst Freude machte, schrumpft zusammen, ich möchte sagen, vereinigt sich im Gedanken an ein gutes Diner. — In früheren Zeiten, meine Gnädige, da war es anders..."

„Ja, in früheren Zeiten, da war es anders!" seufzt die sehr alte Hofdame und hat ein Recht dazu, einen tiefen Seufzer auszustoßen, denn sie, die früher mit einem einzigen Athemzuge sämmtliche Offiziere eines Cavallerie-Regiments in Aufregung zu setzen vermochte, kann jetzt nicht einmal mehr die Brüsseler Spitzen ihres Kleides in Bewegung bringen.

„Ganz anders," meint die Excellenz und schielt bedeutend. „Ja, dazumal, als wir noch auf dem großen Maskenball anno 94 die Gavotte zusammentanzten. — —!"

„O, Excellenz, nichts von dem Balle!" entgegnet die Hofdame, indem sie ihren Fächer ausbreitet, um hinter den reifröckigen Damen auf demselben, mit auffallend niedrigem Mieder und sonst noch allerlei, Schutz zu suchen.

„Da zeigen Sie mir gerade Ihr Portrait von dazumal," sagt die boshafte Excellenz, indem sie mit ihrem dürren

Finger auf eine der Figuren weist, die auf dem Fächer abgebildet sind. — Ah! vergangene Zeiten! Der Abend und seine Folgen waren schön!"

Der Fächer rauscht zusammen, und indem sich die alte Dame scheinbar erzürnt wegwendet, erhält die Excellenz mit jenem einen leisen Klaps auf den schlotterigen Aermel, begleitet von einem Blicke, welcher hätte zünden können, wenn unter dem alten Hofkleide überhaupt noch etwas Zündbares gewesen wäre.

Die Prinzessin hatte sich einen Augenblick in ihre Appartements zurückgezogen und während dieser Zeit wahrscheinlich den kleinen Zettel gelesen, den sie bei der Amour offensée gefunden. Herr von Wenden hatte sie mit den Augen verfolgt, bis die Thür sich hinter ihr schloß, und als sie wieder heraustrat, war er bemüht, den ersten ihrer Blicke aufzufangen, um zu sehen, ob etwas darin zu lesen sei. Das Gesicht der Prinzessin aber war wie vorher heiter und ihre Augen glänzten mit ihrem gewöhnlichen schelmischen Ausdruck. Sie trat zu dem Regenten, der in einer Fenstervertiefung stand, legte schmeichelnd ihre kleine Hand auf seinen Arm, und dabei war es unverkennbar, daß der Herzog mit außerordentlichem Wohlwollen und sehr freundlich auf die niedliche Cousine herabsah. Sie trug ihm lebhaft ein Anliegen vor, er aber schien dagegen verschiedene Einwendungen zu machen; zuweilen schüttelte er leicht den Kopf, zog erstaunt die Augenbrauen in die Höhe, erhob auch mit-

unter wie warnend und drohend den Zeigefinger. Dabei aber lachte die Prinzessin laut und fröhlich; alles, was er sagte, schien sie mit Scherzreden zu beantworten, und als sie endlich auf recht komische und unwiderstehliche Art zu schmollen anfing, lachte er seinerseits herzlich, und man hörte ihn deutlich sagen:

„Was will ich machen? Das ist eigentlich dein Departement. Ich an deiner Stelle würde nicht so rasch zu Werke gehen.“

Während dieser Unterredung und vorher schon hatte sich der junge Ordonnanzoffizier dem Fräulein von Ripperda genähert, aber gegen seine sonstige Gewohnheit, mit großer Aengstlichkeit. Aufs Tiefste bewegt von dem, was er bei der Tafel gesehen und gehört, hätte er das junge Mädchen so unendlich viel zu fragen gehabt, aber lauter Sachen, die sich hier nicht erörtern ließen. Sein Herz hätte überfließen mögen von leidenschaftlichen, ja bittern Worten, er hätte ihr so viel zu sagen gehabt, daß er ihr nichts zu sagen wußte.

Ihr schien es übrigens nicht besser zu gehen. Sie, die sich sonst so gern mit ihm unterhalten hatte, die den lebhaften, geistreichen und eleganten Offizier beständig dadurch auszeichnete, daß sie ihm gern erlaubte, in ihrer Nähe zu weilen, daß sie bei allgemeinen Spazierritten seine Gesellschaft zu lieben schien, daß sie häufiger mit ihm, als mit anderen tanzte, ja, daß sie ihm zuweilen einen sinnenden Blick nachsandte, wenn er sie nach einem etwas animirten

Gespräch so froh, so heiter, ja offenbar glücklich verließ, — sie trat ihm heute nicht nur nicht entgegen, sondern schien ihn zu meiden und suchte eine ältere Kollegin in angelegentlichem Gespräch zurückzuhalten, als sich Herr von Fernow näherte.

So standen Beide einander gegenüber, und während Fräulein von Ripperda zum erstenmal fand, daß ihr Blumenbouquet wahrhaft betäubend duftete, schien ihn die sonst nicht zu enge Säbelkuppel zu drücken, und Beide holten ganz schwer und mühsam Athem.

„Sie machten heute eine hübsche Partie, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er nach einer Pause; „ich habe alle beneidet, die den schönen Herbsttag im Freien zubringen konnten.“

„Ah! Sie waren nicht dabei,“ erwiderte das Fräulein, und daß ihre Worte halb wie eine Frage klangen, verletzte ihn tiefer, als alles Uebrige.

Mit ihrem Glücke beschäftigt, hat sie es nicht einmal gesehen, daß du nicht dabei warst! dachte er und verbeugte sich trübe lächelnd, indem er sagte: „Mich hielt mein Dienst hier zurück; doch — jetzt bedaure ich es nicht mehr, zurückgeblieben zu sein.“

„Aber es hätte auch für Sie ein schöner Nachmittag sein können,“ sagte sie und schlug die Augen nieder, gewiß nur, um ihr Armband zu betrachten.

„Für mich nicht; — aber für Sie war er schön.“

„Wer weiß?“

„O! sehr schön und folgenreich.“

Bei diesen Worten zuckte ein schmerzlicher Schatten über ihr Gesicht, und sie blickte ihm fest in die Augen während sie ihre vollen Lippen zusammenpreßte.

„Ja, schön und folgenreich,“ wiederholte er; „und hätte es da für mich ein Glück sein können, in Ihrer Nähe sein zu dürfen?“

Das sagte er mit leiser, aber heftig erregter Stimme; er war so bewegt, so außer sich, daß er vielleicht noch Anderes gesprochen hätte. — Anderes, was, von fremden Ohren gehört, vielleicht mit allerlei merkwürdigen Verzierungen weiter erzählt worden wäre. Und so war es denn gut, daß dies Gespräch plötzlich abgebrochen wurde. Die Prinzessin trat nämlich, sich leicht hin und her wiegend, einen Schritt vor die Fensternische und rief Helene mit lauter Stimme zu sich.

Der junge Offizier drückte seine Hand fest auf's Herz und machte eine tiefe Verbeugung, als das schöne Mädchen von ihm schied. Seine Augen folgten ihr aber und so bemerkte er denn, daß die Herzogin einige leise Worte zu Helenen sprach, und daß diese sie darauf flehentlich um etwas zu bitten schien. Doch schüttelte Ihre Durchlaucht heiter den Kopf und sagte ziemlich laut:

„Es ist sonderbar, daß man euch junge Mädchen zu Allem zwingen muß, selbst zu eurem Glück.“

„Aber ich beschwöre Eure Durchlaucht!“ entgegnete Fräulein von Ripperda mit leiser Stimme; „nur heute nicht, nur jetzt nicht!“

Doch war alles das vergeblich. Der Regent war auf einen Wink seiner Cousine näher getreten, und als die kleine Prinzessin Fräulein von Ripperda fest bei der Hand ergriff und sie einen Schritt vor, gegen den Herzog, führte, verbeugte sich Seine Hoheit leicht und anmuthig und sagte mit einer tiefen, klangvollen Stimme:

„Ich gratulire von Herzen, mein Fräulein. Sie hätten keine bessere Wahl treffen können.“ Dann wandte er sich zur Seite, reichte dem Oberstjägermeister, der entzückt und händereibend näher trat, die Hand und setzte hinzu: „In der That, Baron Rigoll, diese Verbindung freut mich außerordentlich und ich hoffe, Sie werden glücklich sein.“

Wenn ein Funke in einen lockeren Strohhaufen fällt, so kann die Flamme sich nicht schneller verbreiten und nicht geschwinder emporlodern, als sich bei Hofe, bei solcher Veranlassung die Gratulation, von Allerhöchstem Munde proclamirt, durch beide Säle fortpflanzte und verbreitete.

— „Man gratulirt!“ rief dicht in der Nähe eine alte Hofdame, der man in ihrem ganzen Leben nie gratulirt hatte, fast mit einem lauten Aufschrei.

„Man gratulirt!“ sagte eine alte Excellenz, und —

„Man gratulirt!“ tönte es von allen Seiten.

„Wem denn, um Gottes Willen?“

„Fräulein von Ripperda."

„Ganz unerhört! — und — ? —"

„Nun, mit Seiner Excellenz dem Herrn Oberstjägermeister. Das war doch vorauszusehen;" sagte Jemand, der sich gern das Ansehen gab, als sei seinem Scharfblick noch nie etwas entgangen.

Daß es hierauf ein unglaubliches Gedränge um die Fensternische gab, kann man sich leicht denken. Wer möchte gern der Letzte sein, um zu einer Verlobung zu gratuliren, die so offenbar von den allerhöchsten Herrschaften gutgeheißen und protegirt wurde! Es war rings im Kreise ein Lächeln, ein Sprechen, ein Trippeln und Scharren, daß man kaum die einzelnen Ausrufungen der uneigennützigsten Freude, als: Superb! — Deliciös! — Wunderbar passend! — Ganz außerordentlich schön! — u. s. w., vernehmen konnte. — Nur Helene von Ripperda, eine der Hauptpersonen dieses lustigen Drama's, äußerte ihre Freude auf eigenthümliche Art. Ihr Gesicht war mit einer furchtbaren Blässe bedeckt, ihre Lippen bebten und ihre Augen starrten über den gratulirenden Haufen hinaus, wie weit, weit in unabsehbare Fernen.

Die Prinzessin schien das von dem jungen Mädchen begreiflich zu finden; denn sie lachte mit den Umstehenden, blickte wie entzückt auf das Gesicht ihrer lieben Freundin und wußte in deren Namen fast alle Gratulationen mit einigen passenden Worten zu erwidern.

Der Einzige, der die tiefe Blässe des jungen Mädchens zu verstehen schien und sie mit inniger Theilnahme betrachtete, war übrigens Se. königl. Hoheit, der Regent. Er wußte vielleicht, was in ihrem Herzen vorging; er berechnete vielleicht oder sah es in ihren seltsamen Blicken, daß die Kraft desselben nicht lange mehr anhalten würde. In seiner wirklich chevaleresken Manier näherte er sich dem Fräulein und bot ihr seinen Arm, indem er nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie sagte:

„Man freut sich zu sehr über Ihr Glück. Ich muß wahrhaftig in's Mittel treten, um Sie vor den Gratulationen zu retten, die im Stande sind, Sie zu erdrücken."

Es war ein Blick inniger Dankbarkeit, mit dem das arme Mädchen ihre Hand auf den Arm des Regenten legte; dann machte sie rings umher eine graziöse Verbeugung und athmete tief auf, als der Herzog sie in das Nebenzimmer geleitete bis zur Thür, welche in die Gemächer der Prinzessin führte, und sie dort freundlich entließ.

Herr von Wenden war Einer von den Wenigen, die sich bei der allgemeinen Gratulation begnügt hatten, von ihrem Platze aus ein freundlich grinsendes Gesicht zu zeigen; dabei hatte er sich aber bemüht, sich der Prinzessin, so sehr es ihm möglich war, zu nähern, und er hatte hinter den Fenstervorhängen so gut manövrirt, daß er nun Ihrer Durchlaucht, als diese, um den fortwährenden Gratulationen zu entgehen, sich abermals gegen das Fenster wandte, ganz nahe gegenüber stand.

Da er Einer von den Gerngesehenen war, auch die Prinzessin seinen in der That scharfen Verstand anerkannte, so zeigte sie in ihren Mienen, daß es ihr nicht unlieb war, gerade ihn hier zu treffen. Sie schmiegte sich in die Ecke der tiefen Fensternische und winkte dem Kammerherrn mit den Augen, ihr zu folgen. Es sprang ein recht boshafter Blitz aus ihren Blicken, als sie mit einer bezeichnenden Bewegung nach den innern Zimmern zu sagte:

„Was meinen Sie wohl? Wie viel Procent unserer Gratulanten haben anders gesprochen, als ihre Herzen dachten?"

„Recht viele, Euer Durchlaucht," erwiderte der Kammerherr, „und auch ich muß mich ihnen anschließen. Auch ich gratulire, aber ich gratulire nur dem Baron Rigoll, der sein Glück in so gute Hände legte."

„Ah was!" versetzte die Prinzessin, indem sie die Oberlippe höhnisch aufwarf; „an dessen Glück habe ich wahrhaftig wenig gedacht."

„Also an das des Fräuleins von Ripperda?" entgegnete der Kammerherr mit einer eigenthümlichen Betonung.

„Finden Sie die Partie nicht vortrefflich?"

„So vortrefflich, das Ganze so gelungen, daß ich mich glücklich schätzen würde, wenn Eure Durchlaucht einmal die Gnade haben wollten, auch m e i n Glück in Allerhöchst Ihre Hand zu nehmen."

Die Prinzessin warf dem Sprecher einen forschenden

Blick zu, doch nur eine Sekunde lang; dann schaute sie durch die Scheiben ins Freie und entgegnete:

„Scherz bei Seite; Baron Rigoll verdient, daß man sich für ihn interessirt. Er ist mir außerordentlich attachirt."

„Wenn das die Eigenschaft ist, die dazu gehört, um von Eurer Durchlaucht protegirt zu werden," antwortete Herr von Wenden mit einer tiefen Verbeugung, aber in sehr bestimmtem Tone, „so würde ich mich gewiß dazu eignen, dieses Glück zu genießen."

„Ich danke Ihnen für Ihre Aeußerung," sagte huldvoll, aber etwas zerstreut die Prinzessin. „Leider befinden wir uns in Verhältnissen, wo man der zuverlässigen Leute bedarf." Als sie das gesagt, richtete sich der Kammerherr in die Höhe und dabei beugte er sich vorne über, um das was er jetzt sagte, recht nahe vor den Ohren der Prinzessin hören zu lassen.

„Sollten Euer Durchlaucht" sprach er „je in den Fall kommen meine unterthänigsten und ganz ergebenen Dienste benutzen zu wollen, so könnte das in einem Augenblick sein, wo Sie möglicher Weise zu sich selber sprechen würden: „„Noch einen ganz zuverlässigen Mann, der Zutritt hat."" Diese Worte aber, die der Kammerherr mit entschiedener Betonung sprach, waren dieselben, die durch feine Nadelstiche ausgedrückt, auf dem zusammengerollten Papierstreifen gestanden.

Bei Anhörung derselben zuckte die Prinzessin einen

Augenblick zusammen, doch faßte sie sich augenblicklich wieder, warf einen schnellen Blick in dem Salon umher und sagte alsdann zu dem Kammerherrn mit jenem verbindlichen, aber doch gleichgültigen Lächeln, mit jenem Lächeln, das man bei Hofe so genau kennt, womit starke Seelen ebensowohl die Worte: Glauben Sie in der That, daß es morgen regnen wird? oder auch: Lassen Sie sich vor meinen Augen nicht mehr sehen, Sie sind ein Nichtswürdiger! zu begleiten pflegen, mit diesem selben Lächeln, wobei sie wie zerstreut an die Decke blickte und eine leichte Neigung mit dem Kopfe machte, sagte die Prinzessin zu dem Kammerherrn:

„Ich werde Sie um neun Uhr bei mir empfangen."

Die anscheinend sehr unbedeutende Unterhaltung schien von Wenigen im Salon eigentlich bemerkt, von Niemandem gewürdigt worden zu sein; nur der Regent hatte einen Augenblick vorher, ehe Herr von Wenden sich zurückzog, einen Blick auf die Wanduhr über dem Kamin und dann auf die Prinzessin geworfen, wahrscheinlich weil es ihm Zeit dünkte den Cercle abzubrechen und sich zurückzuziehen.

Daß Herr von Fernow, der unbeweglich neben der Eingangsthür stand, wenn auch äußerlich sehr aufrecht und ruhig, innerlich aber zusammengeschmettert von dem was zwischen Helene und dem Baron Rigoll vorgefallen, ebenfalls die Prinzessin, sowie auch seinen Freund nicht aus den Augen ließ, ist begreiflich, wenn wir hinzufügen, daß

er ja ebenfalls gesehen, wie sich Ihre Durchlaucht zugleich mit der Amour offensée jenes geheimnißvolle Papierstreifchen geben ließ, und weil er bemerkt, wie eifrig der Kammerherr gesucht hatte, sich der Prinzessin nähern zu dürfen. Als dieser nun von der eben gehabten Unterredung zurücktrat und dem Freunde darauf sein Gesicht zuwandte, war dieses so strahlend und von Freude beglänzt, daß es selbst ihm, dem gewandten Hofmanne nicht im Augenblick möglich war, die Spuren dieser Freude und dieses Glückes allsogleich vollständig zu verwischen, und es blieb davon noch so viel um den lächelnden Mund und die glückseligen Augen liegen, daß der Ordonnanzoffizier fragen konnte:

„Mir scheint, du hast mit deiner Unterhaltung reussirt."

„Reussirt?" erwiderte der Andere mit affectirtem Erstaunen; „ich wüßte nicht in was! Daß es mich freut, wenn Ihre Durchlaucht, eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Damen der ganzen Welt, mit mir gnädig spricht, wirst du, denke ich, vollkommen begreiflich finden."

„Ich würde allerdings," entgegnete Herr von Fernow, „nur an eine gnädige Unterhaltung denken; doch will mir deine Theorie nicht aus dem Kopfe; ich weiß nicht weßhalb; aber ich fange an, an dieselbe zu glauben und möchte fast überzeugt sein, daß das heutige Diner nicht nur für dich ein Augenblick des Glückes war, sondern daß du denselben auch richtig erfaßt hast."

„Du kannst dein Spotten nicht lassen," versetzte der

Kammerherr, „wirst aber vielleicht doch noch finden, daß meine Theorie eine ganz richtige ist."

Es war aber noch eine dritte Person vorhanden, welche das Gespräch zwischen der Prinzessin und dem Kammerherrn nicht nur mit angesehen, sondern vielleicht auch belauscht hatte. Dies war der diensttthuende Kammerdiener des Regenten, Herr Kindermann, mit dem ewigen Lächeln. Die Prinzessin stand in der Fensternische, zunächst der Thür, welche Herr Kindermann, als die Herrschaften den Speisesaal verlassen, sanft lächelnd hinter ihnen zudrückte, — schloß, könnten wir nicht sagen, denn er ließ eine unbedeutende Spalte offen, für Auge und Ohr brauchbar, welche er denn auch, angenehm lächelnd, abwechselnd mit diesen beiden Sinneswerkzeugen benützte. Darauf richtete er sich schmunzelnd in die Höhe, fuhr lächelnd durch's Haar, zupfte lächelnd an seiner Halsbinde und öffnete ein paar Augenblicke später beide Flügelthüren.

Ihre Durchlaucht hatte nämlich dem versammelten Hofstaate das bekannte Entlassungscompliment gemacht; dann verbeugte man sich ringsumher, krümmte den Rücken in alle Winkel, man knixte durch alle Grade, Säbel und Sporen klirrten abermals wie beim Empfang, die seidenen Kleider rauschten und die Gesellschaft stob nach allen Richtungen auseinander. Viele der Herren und Damen behielten ihr angenehmes stereotypes Lächeln bei bis auf die Treppe des Schlosses; da aber zogen sich manche Augen-

brauen zusammen, mancher Hut wurde verdrießlich aufgesetzt, mancher Säbel etwas heftig in den linken Arm genommen, und der Befehl mancher Dame an ihren Bedienten, während sie in ihren Wagen stieg: — „Nach Hause!“ war von einem tiefen mißmuthigen Seufzer begleitet.

Fünftes Kapitel.

Im Kabinet des Regenten.

Der Dienst des Ordonnanzoffiziers war nach der Tafel für heute beendigt. Morgen kam ein anderer Glücklicher, der im Vorzimmer auf und ab spazieren ging, der Bekannte mit einem freundlichen Gruße empfing und Fremde mit einer gemessenen Verbeugung entließ.

Da Herr von Fernow in dem Vorzimmer ein kleines Buch liegen gelassen hatte, so schritt er vom Speisesaal aus abermals durch den langen Corridor nach jenem Zimmer. Das Schloß lag jetzt ebenso still wie in den Nachmittagsstunden, machte aber trotzdem nicht denselben schläfrigen und langweiligen Eindruck. Auf den Treppen und Gängen brannten Lampen und ihr Schein zeichnete überall oft seltsame Licht- und Schattenbilder. Der einfache Dragonerposten im Vestibule war für die Nacht zu einem Doppelposten geworden und die Lakaien, die sich ebenfalls hier befanden, saßen nicht mehr schläfrig auf den Banquets,

sondern unterhielten sich leise plaudernd und waren offenbar in besserer Laune als heute Nachmittag; denn die Zeit ihres täglichen Dienstes war bald verflossen und dann kam auch für sie die Stunde, wo sie zu Hause in ihrer bescheidenen Wohnung den goldbetreßten Rock ablegen durften, wo sie den Ihrigen von den ermüdenden Herrlichkeiten des Hofes erzählen und mit Vergnügen zuschauen konnten, wie lustige Kinder ihre sämmtlichen Taschen untersuchten und so glücklich waren, ein Stückchen eroberten Kuchen zu finden.

Das Adjutantenzimmer war erleuchtet und selbst hier fand es der Ordonnanzoffizier nicht mehr so langweilig als an dem vergangenen Sonntag-Nachmittage, wo draußen der helle Sonnenschein blitzte und hier tiefe Schatten lagen. Jetzt war das ja umgekehrt. Die flackernden Lampen erhellten freundlich das weite Gemach, strahlten in den Spiegeln wieder und glänzten auf die Goldrahmen und auf die blanke Spitze der Leibdragonerstandarte, die hier aufgestellt war. Draußen in dem Hofe dagegen brütete die finstere Nacht; doch war selbst jener nicht so einförmig wie heute Nachmittag im hellen Tageslicht. Man sah Stallleute mit Laternen bei geöffneten Remisen mit den Wagen beschäftigt, die bei der heutigen Spazierfahrt gedient.

Herr von Fernow warf sich in den kleinen Fauteuil am Fenster und blickte mit finstern Gedanken auf das Treiben dorten. — Auch ihr Wagen war gewiß dabei. Vielleicht war sie an der Seite des Oberstjägermeisters nieder-

gesessen, vielleicht hatte er während des Fahrens ihre Hand berührt, wenigstens ihr Kleid, ihren Mantel streifen dürfen, und wenn Fernow das dachte, so knirschte er mit den Zähnen und ballte die Faust, um gleich darauf schrecklich über sich selbst zu lachen.

„Er hat ja das Recht, ihre Hand zu berühren," sprach er bebend zu sich selber; „er hat ja das Recht künftig beständig in ihrer Nähe zu sein; er hat ja alles Recht über sie, sie wird ja in Kurzem sein Weib sein, — die Seinige, ganz die Seinige! Und ich wäre so namenlos glücklich gewesen, wenn ich nur zuweilen einmal still und vergnügt hätte in ihrer Nähe sein dürfen, den Blick ihres Auges sehen und vielleicht — in Augenblicken des Glücks," — das sagte er in Erinnerung an das heutige Gespräch mit grimmigem Lachen — „ihre Hand hätte berühren dürfen. — Verfluchtes Schicksal, das dem Einen Alles, Alles gibt, um dem Andern Alles, Alles zu nehmen."

Er barg seinen Kopf in beiden Händen und brauchte sich nicht zu schämen, daß er plötzlich so unendlich weich gestimmt wurde, wie ihm dies seit seinen Knabenjahren nicht mehr begegnete. Er war ja allein in dem weiten Gemach, und wenn die spiegelnden Lichtstrahlen auch auf einen sonderbaren Glanz in seinen Augen fielen, so verriethen sie nichts davon; ihnen war es ja gleichgültig, ob sie einem Glücklichen oder einem Traurigen leuchteten. Dazu pickte die Uhr einförmig, und draußen hörte man die beiden

Dragoner langsam auf- und abschreiten, alles Sachen, die den jungen Offizier in immer tieferes Nachdenken wiegten. Bei dem, was er verloren, war es begreiflich, daß er mit einem bitteren Gefühl an die Theorie seines Freundes dachte, an einen Augenblick des Glücks, welchen nach derselben Jeder in seinem Leben einmal habe, den aber nur wenige Auserwählte zu erfassen vermögen. — — —

„Es ist das eigentlich ein gräßlicher Gedanke," sprach er zu sich selber, indem er hastig von dem Fauteuil aufsprang; „zu denken, das Glück umschwebe Einen, man brauche die Hand nur darnach auszustrecken, aber man wisse weder den Augenblick, wo es uns nahe ist, noch nach welcher Seite wir fassen müssen, um es zu erlangen. Wenn ich mir," fuhr er nach einer Pause fort, „ein Sprichwort aus der Kinderzeit vergegenwärtige, daß auf Regen Sonnenschein folge, und daran glauben würde, so müßte ja der Augenblick des Glückes nahe sein, wenn man vom tiefsten Unglück berührt würde. — — Unglücklicher als ich heute geworden bin, kann ich wohl nimmer werden. Warum sollte mir nicht vielleicht in diesem Augenblick das Glück die Gunst erzeigen, mir nahe zu treten? Aber wo es erfassen? — wo? wo?" —

Bei diesen Worten war er heftig auf- und abgegangen und hatte die letzteren lauter gesprochen, als gerade nothwendig war; er erschrack auch fast über den Ton der eigenen Stimme, als die Wände des weiten Gemachs von

seinem Wo widerhallten. Er hätte lächeln können über sich selber und seine Träume zerrannen so in Luft, daß er sich erinnerte, er habe hier durchaus nichts mehr zu thun, als sein Buch zu nehmen und dann nach Hause zu gehen. — — Da hörte er mit einemmale im Nebenzimmer den Klang einer Glocke, die ziemlich stark angeschlagen wurde. Ihm war dieser Ton wohl bekannt, er kam aus dem Kabinet des Regenten.

Der Ordonnanzoffizier eilte gegen die Thür des Vestibules, um dort einen der Lakaien oder Kammerdiener zu rufen. Als er aber schon die Hand auf den Drücker gelegt hatte, blieb er plötzlich stehen und es war, als spräche eine Stimme in ihm: Das ist der Augenblick des Glücks! — Obgleich er diesen Gedanken abweisen wollte, so trat er doch wieder in das Zimmer zurück, überlegte ein paar Sekunden und wenn er auch gleich darauf hinaus in das Vestibule zu gehen im Begriff war, so zog es ihn doch nach der anderen Thür, die er fast willenlos öffnete, und trat in ein Gemach, welches zu den Zimmern Seiner Hoheit führte.

„Vorwärts!" sprach er lächelnd zu sich; „was kann ein überflüssiger Diensteifer schaden? Du hast den Ruf der Glocke gehört, es ist Niemand in der Nähe; also vorwärts!"

Wenige Augenblicke nachher öffnete er die nächste Thür und stand in dem Kabinet des Regenten. Es war das ein

kleines, freundliches Gemach, dicke Teppiche bedeckten den Boden, im Kamin loderte des noch kühlen Frühlingsabends wegen ein behagliches Feuer und vor diesem stand ein kleiner Tisch, bestrahlt von einer starken Carcellampe, die an Broncekettten von der Decke herabhing und an diesen auf und ab geschoben werden konnte. Diese Lampe war bedeckt mit einem weiten grünen Schirme, welcher das ganze Licht auf den Tisch niederwarf und das übrige Zimmer in einer sanften Dämmerung ließ. Diese war auch wohl Schuld daran, daß der Regent, der auf einem Sessel neben dem Tische saß, den Eintretenden nicht sogleich erkannte und in dem Glauben, es sei Herr Kindermann, ohne aufzublicken sagte:

„Sehen Sie nach, ob Graf Schuler im Schlosse ist; ich möchte ihn einen Augenblick sprechen."

Graf Schuler aber war der erste Adjutant des Regenten.

Als der Ordonnanzoffizier sich umwandte, um diesem Befehle Folge zu leisten und als dabei sein Säbel leise klirrte, blickte der Regent in die Höhe und sagte rasch: „Ah! Sie sind es, Sie waren noch im Vorzimmer?"

„Zu befehlen, Euer Hoheit," erwiderte Herr von Fernow; „ich suchte draußen etwas, das ich vergessen, vernahm, daß Jemand gerufen wurde, und da keiner von der Dienerschaft in der Nähe war, erlaubte ich mir, einzutreten."

„So, so," sagte der Herzog und dabei faßte er den Fuß der Lampe und schob sie so hoch empor, daß das volle Licht auf den jungen Offizier fiel. Dieser stand ruhig erwartend an der Thür und blickte mit seinen klaren, ehrlichen Augen nach dem Regenten hin.

„So, so," wiederholte dieser und schien dabei über etwas nachzudenken, wobei er mit den Fingern auf dem Tisch trommelte. — — — — „Ich wollte meinen ersten Adjutanten rufen lassen," sprach er nach einer Pause, indem er lächelnd aufblickte, „und nun erscheint ungerufen mein letzter."

„Ordonnanzoffizier, Euer Hoheit," sagte Herr von Fernow nicht ohne Absicht.

„Ganz richtig, Ordonnanzoffizier;" entgegnete der Regent freundlich; „aber was nicht ist, kann werden. — Es ist vielleicht auch so gut," setzte er nach einem abermaligen Nachdenken hinzu.

„Ich würde mich außerordentlich glücklich schätzen, von Eurer Hoheit zu einem Dienste befohlen zu werden."

Der Regent hatte sich bei diesen Worten des jungen Offiziers von seinem Stuhle erhoben und, indem er um einen Schritt näher trat, wobei er sich mit einem Arm auf den Kamin stützte, sagte er:

„Ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit; aber es gibt Dienste, die man eigentlich nicht befehlen will."

„Wenn Euer Hoheit mir die Anleitung zu einem solchen Dienste geben wollten, so stehe ich mit meinem Leben dafür ein, daß derselbe aufs Pünktlichste ausgeführt werden soll.“

Der Regent betrachtete den jungen Mann, der mit so festem und bestimmten Tone zu ihm sprach, mit augenscheinlichem Wohlgefallen, wobei seine Blicke von dem schönen, ruhigen Gesichte leicht über dessen ganze kräftige Gestalt hinabglitten.

„Wie kommt es,“ sprach er nach einer Pause, „daß Sie noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht wurden? Sie sind Rittmeister im Gardedragoner-Regiment, und wie ich mich beständig gehört zu haben erinnere, von musterhafter Aufführung im Dienste. Sie ziehen es wahrscheinlich vor, im Regimente fort zu dienen? — — Nicht?“

„Ich würde mich glücklich schätzen, beständig um die Person Eurer Hoheit sein zu dürfen.“

„So? — das begreife ich nicht recht. Weiß der Kriegsminister darum?“

„Er kennt meinen Wunsch ganz genau, Euer Hoheit.“

„Warum schlug er Sie alsdann nicht zu einem meiner Adjutanten vor?“

Der junge Ordonnanzffizier lächelte bei dieser Frage eigenthümlich; dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Offenheit: „Eure Hoheit werden mir verzeihen, wenn ich diese

Frage einfach mit der Bemerkung beantworte, daß ich Fernow heiße."

„Richtig," nickte der Regent; „ha! wahrlich! Ja, jetzt besinne ich mich, Ihr Vater stand mit dem Kriegsminister nicht auf dem allerbesten Fuße."

„Auf dem allerschlechtesten, Eure Hoheit."

„So ist's. — — Wer kann allen diesen Fäden folgen? Es ist aber doch ein Glück, wenn man zuweilen hineingreift."

„Eure Hoheit haben die Macht, dies zu thun," sagte Herr von Fernow sehr ernst; „wir Andern aber müssen geduldig zusehen, wenn auch unser Lebensglück unter so manchen Fäden, die angeknüpft werden, leidet."

Als das der junge Ordonnanzoffizier sagte, richtete sich der Regent aus seiner ruhigen Stellung am Kamin in die Höhe und blickte dem Sprecher forschend in die Augen: „Das klingt ja ganz elegisch! Ei, ei! jetzt besinne ich mich auf mancherlei. Sie haben heute einen schlechten Tag gehabt."

„Ja, Eure Hoheit," entgegnete Herr von Fernow mit großer Offenheit.

„Man srpach mir von Ihrer Leidenschaft für die schöne Ripperda. Ja, mein lieber Fernow, das sind Fäden, um bei unserer Anspielung zu bleiben, die ich nicht angeknüpft habe und in welche hineinzufahren meine Hand nicht mächtig genug ist."

„Leider, Eure Hoheit!“

„Da hätten Sie sich mit der Prinzessin besser stellen sollen,“ fuhr der Regent lächelnd fort; doch wurde er gleich darauf sehr ernst und sagte: „Verzeihen Sie mir meine Heiterkeit; ich will Ihnen damit gewiß nicht wehe thun. Glauben Sie mir, ich fühle vollkommen, wie hart und schmerzlich der Vorfall heute nach der Tafel für Sie gewesen ist.“

Dabei reichte der Regent dem jungen Offizier die Hand, der sie tief gerührt ergriff und fast an seine Lippen geführt hätte; doch hinderte dies der Fürst durch eine rasche Bewegung, die er gegen den Kamin machte, um auf die Standuhr zu sehen.

„Schon halb acht!“ rief er aus; darauf schüttelte er mit dem Kopfe, legte die Hände auf den Rücken, ging bis an's Ende des Gemachs, und als er wieder zurückgekehrt war, trat er dicht vor den jungen Offizier hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte nach einem langen und festen Blick: „Wir wollen den Grafen Schuler nicht incommodiren; vielleicht können Sie mir einen Dienst erzeigen?“

„Ich werde mich glücklich schätzen.“

„Es ist kein Dienst gewöhnlicher Art,“ fuhr der Regent ernst, fast finster fort; „wenn Sie wollen, ein delicater Dienst, und indem ich Ihnen denselben übertrage, beweise ich Ihnen kein gewöhnliches Vertrauen.“

„Euer Hoheit beweisen es gewiß keinem Unwürdigen."

Nach diesen Worten wandte sich der Regent um, ging mehrmals in dem kleinen Gemache auf und ab und nahm dann seine erste Stellung am Kamine wieder ein.

„Ich brauche Ihnen," sprach er, „als einem jungen Mann, der mit offenem Ohr und offenem Auge an unserm Hofe erscheint, wohl keine Andeutungen zu geben über die Spaltungen an demselben seit dem Tode meines Bruders. — — Sollte ich Ihnen die erst geben müssen," setzte er mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, „dann freilich würde es Ihnen schwer werden, mir im vorliegenden Falle zu dienen."

„Euer Hoheit werden mir die Bemerkung verzeihen, daß ich diese Spaltungen sehr genau kenne, da ich ja selbst schwer und schmerzlich darunter zu leiden habe."

„Sie wissen," sagte der Regent, „daß der so plötzliche und unerwartete Tod meines Neffen den Thron erledigte, daß er starb, ohne seinen Nachfolger gesehen zu haben. Nach dem Hausgesetz übernahm ich die Regentschaft und werde sie bis nach erfolgter Niederkunft der verwittweten Herzogin behalten. Gewährt der Himmel dem Lande einen Prinzen, so würde ich nach dem Familienstatut die Regentschaft bis zur Großjährigkeit des neuen Herrschers führen, erhalten wir aber eine Prinzessin, so fällt der Thron nach dem Familienstatut, das die Cognaten ausschließt, an

den nächsten Agnaten des verstorbenen Herzogs, und der bin ich — sein Onkel."

Der junge Ordonnanzoffizier machte eine tiefe Verbeugung.

„Wie wir uns Alle in den Willen des Schicksals fügen müssen, so würde das meine arme Nichte, die verwittwete Herzogin, in jedem Falle mit voller Ergebung thun und würde ihrem Kinde die gleich zärtliche Mutter sein, sei es ein Prinz, sei es eine Prinzessin. Es wird sie vielleicht vorübergehend betrüben, daß die Krone dieses Landes nicht bei ihren directen Nachkommen bleibt; aber sie wird sich darin zu fügen wissen und die Vorsehung nicht anklagen, die es so gewollt."

Nachdem der Regent so gesprochen, machte er abermals einen raschen Gang durch das Zimmer, stellte sich hierauf näher zu dem jungen Mann und schaute ihn fest an, während er das Folgende sprach:

„Die Prinzessin Elise dagegen denkt anders. — Sie möchte selbst gern eine Art kleine Vorsehung sein und dem Schicksal nachhelfen, wo es nicht galant genug wäre, einer schönen Dame das zu erfüllen, was diese sich in den Kopf gesetzt hat. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen."

„Ich glaube, Euer Hoheit zu verstehen."

„Nun gut. — Wenn ich jetzt fortrede, junger Mann," sagte der Fürst plötzlich mit einem kalten, fast drohenden Tone, „so beweise ich Ihnen ein Vertrauen, dessen Miß-

brauch von den bedenklichsten Folgen sein könnte, nicht so-
wohl für mich, als — für Sie. — Es gibt Menschen
mit dem besten Willen," fuhr er gleich darauf in leichtem
Tone und mit einer gefälligen Handbewegung fort, als er
sah, daß ihm Herr von Fernow etwas antworten wollte;
„Menschen, die mit dem besten Willen doch nicht im Stande
sind, — ein Geheimniß zu bewahren. Wenn Sie zu diesen
gehören, mein lieber Fernow, so beendigen wir die Unter-
redung, und ich bitte, mir den Grafen Schuler zu rufen."

„Wenn ich es aber vorzöge, selbst zu bleiben, Euer
Hoheit?" entgegnete der junge Mann, indem er eine leichte
Verbeugung machte und dabei die rechte Hand wie betheuernd
auf die Brust legte. Zugleich aber schaute er dem Re-
genten so offen und ehrlich und mit so festem Blick in
das Gesicht, daß dieser mit einem lächelnden Kopfnicken
autwortete:

„So nehmen Sie meine Worte von vorhin als eine
leichte Verwarnung, die sich ein älterer Mann einem jün-
geren gegenüber wohl erlauben darf. — Hören Sie mich:
Wie ich Ihnen schon andeutete und wie Sie auch selbst
wohl wissen, ist die Prinzessin Elise eine andere Natur,
als ihre Schwester. Mit unschätzbaren Eigenschaften des
Geistes und auch des Herzens verbindet sie eine Lust zur
Intrigue, die mich schon bittere Augenblicke gekostet hat.
Statt einer Sache, die man nicht voraus berechnen kann,
ihren Lauf zu lassen, interessirt sie sich schon bei'm Anfange

so lebhaft für das Ende, damit dies nämlich sein möge, wie sie es wünscht, daß sie alle möglichen Mittel aufbietet, selbst das Schicksal in die Bahnen zu lenken, die sie demselben in ihrer Laune vorzeichnen möchte. Man könnte sagen: die Laune eines Weibes! und achselzuckend vorübergehen; aber die Combinationen der Prinzessin, wenn auch auf falschem Wege, sind dabei so geistreich, daß man sie überwachen muß, um irgend ein Unglück oder wenigstens eine unsägliche Confusion zu vermeiden. Sie kommt mir zuweilen vor, wie einer jener alten Alchymisten, die mit großen Kenntnissen ausgerüstet, Alles daran setzen, den Stein der Weisen zu suchen, den sie freilich nie fanden, dagegen aber etwas anderes, irgend ein Fluidum oder ein Pulver zusammenstellten, dessen verheerende Wirkungen ihnen unbekannt waren und wodurch sie eben ihr eigenes Haus über ihren eigenen Köpfen zusammenstürzten. — Die Prinzessin kann den Gedanken nicht ertragen, daß die verwittwete Herzogin dem Lande möglicher Weise eine Prinzessin schenken könnte. — Ich begreife wohl, daß sie einen Thronfolger wünscht, indem sie alsdann der Hoffnung lebt, bei der künftigen Regentschaft ein bedeutendes Wort mitsprechen zu dürfen." Das sagte der Herzog mit einem sarkastischen Lächeln.

„Wir andern Menschenkinder," fuhr er fort, „müssen uns unter den Willen des Schicksals beugen, ein unruhiger Geist, wie der der Prinzessin aber glaubt, wie ich Ihnen

schon vorher andeutete, daß es Mittel und Wege gebe, selbst das unabänderliche Geschick ihrem Willen unterthan zu machen. Sie hat sich vorgenommen, es soll ein Prinz zur Welt kommen, und sie wäre im Stande, sich mit Leuten einzulassen, die ihr begreiflich machten, man könnte ihren Willen auch in diesem Punkte durchsetzen. — Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen."

„Ich fürchte fast, Euer Hoheit," antwortete Herr von Fernow.

„Gott soll mich bewahren," fuhr der Herzog mit großem Ernste fort, „daß ich die Prinzessin, die bei ihrem klaren Verstand ein sehr edles Herz hat, für fähig hielte, je was derartiges gegen ihre eigene Familie zu unternehmen, aber leider liebt sie nun einmal, mit dem Feuer zu spielen; und wenn man ihr eine Intrigue zeigt, deren Gelingen fast unmöglich ist, so spornt sie das gerade an, die ersten einleitenden Fäden zu knüpfen, um sich selbst und Andern sagen zu können: „„Seht ihr, so könnte es gehen."" Sie wird aber gleich darauf das ganze Gewebe zerreißen mit dem Zusatze: „„Aber ich will nicht."" — Es ist das ihre Manie. — Glauben Sie mir, lieber Fernow," sagte der Regent zutraulicher, „daß aus demselben Grunde die Verbindung der schönen Ripperda mit dem Baron Rigoll angebahnt worden ist. Hätte man ihr nicht gesagt: Das ist ja unmöglich, eine solche Verbindung kann nie zu Stande

kommen, es ist völlig widersinnig, das Fräulein jung, unabhängig, reich und schön —"

„Ja, sehr schön," seufzte der Offizier.

„Der Oberstjägermeister von Allem das Gegentheil; liegt darin Verstand? Ich finde keinen."

„Das weiß Gott."

„Hätte sich nicht alle Welt dagegen erklärt, so würde sich die Prinzessin dieser fatalen Sache nicht mit ihrer unwiderstehlichen Leidenschaft angenommen haben. — Ja, recht fatal," setzte er in sehr gütigem Tone hinzu; „und mir jetzt doppelt unangenehm, da ich einen kleinen Blick in Ihr Herz gethan, mein lieber Fernow. Ob da noch etwas zu machen ist, darüber kann ich nicht urtheilen; da ich nicht weiß, wie genau Sie die junge Dame kennen. Rechnen Sie aber in jedem Verhältnisse auf meine Hülfe, soweit ich helfen kann."

Der junge Offizier wollte mit beredten Worten seinen Dank aussprechen; doch unterbrach ihn der Regent schon bei dem ersten Satze, indem er fortfuhr:

„Kommen wir zu Ende. Daß es viele dergleichen Sachen gibt, wo ich die Herzogin nicht contrecarriren kann und mag, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Sie soll meinetwegen die einleitenden Schritte zu einem Versuche thun, dieses Schloß mit Allem was drinnen ist, mitten in die Stadt zu versetzen, und ich will ruhig zuschauen und dabei lächeln; dagegen ist es meine Pflicht, Fäden zu zerreißen,

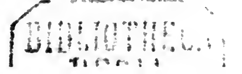
welche die Prinzessin unbesonnen zum Gelingen einer Sache anknüpft, an deren Ausgang sie selbst nicht glaubt, ein Ausgang, der sie selbst erschrecken, ja empören würde, wo- sie sich aber von gewissenlosen Menschen rathen läßt, die nur bezwecken, sie zu compromittiren."

„Wenn ich mir erlauben darf, zu fragen," sprach Herr von Fernow; „so wissen Euer Hoheit um die angeknüpften Fäden?"

„Vollkommen."

„Und kennen die Rathgeber?"

„Gewiß. — Baron Rigoll ist einer von denen, für die es, wenn man ihren Worten glauben will, keine Schwierigkeiten gibt. Und dem etwas in den Weg zu legen," setzte der Regent lächelnd hinzu, „würde Ihnen wohl gerade nicht unangenehm sein. Bei alledem gehört es mit zu der Art, wie die Prinzessin ihre Geschäfte besorgt, daß sie ihre sogenannten guten Freunde, die mit ihr an demselben Werke arbeiten, von einander fern zu halten weiß, so daß der Eine nie klar sehen kann, was der Andere neben ihm thut. Einer ihrer schlimmsten Rathgeber ist Jemand, der weder im Schlosse wohnt, noch Zutritt in demselben hat, den die Prinzessin nie oder höchst selten sieht, und der seine Botschaften auf die eigenthümlichste Weise in ihre Appartements einzuschmuggeln versteht. — Auch darin findet die Prinzessin einen eigenen Reiz, ein Zeichen zu erspähen, irgend öffentlich eine Botschaft zu vernehmen, worin sich ein Satz



befindet, der für sie eine ganz andere Bedeutung hat. — Du lieber Gott! ich habe ihr selber oft den Gefallen erzeigt und in der Art mit ihr correspondirt. — Doch das ist vorbei."

Die letzten Worte sprach der Regent in fast trübem Tone, während er sich mit der Hand über die Augen strich.

Herr von Fernow hatte diese Bewegung kaum bemerkt, denn als der Regent von den geheimnißvollen Botschaften sprach, die von außen in das Schloß gelangten, fiel ihm mit einem Male die Geschichte mit dem Bouquet vor der Tafel ein.

„Früher," fuhr der Regent fort, „habe ich mich wie gesagt, wenig um dergleichen geheimnißvolle Winke oder Worte bekümmert; der vorliegende Fall dagegen bedingt das anders, und ich muß wissen, was hin und her correspondirt wird. — Heute vor der Tafel —"

„Ah!" stieß der junge Offizier in so ausdrucksvollem Tone hervor, daß ihn der Regent fragend ansah und ihn, als er ehrerbietig schweigen wollte, durch eine Handbewegung zum Sprechen aufforderte.

„Heute vor der Tafel," fuhr demgemäß Herr von Fernow fort, „sahen wir im Vorzimmer Ihrer Durchlaucht ein prachtvolles Blumenbouquet."

„Wir?" fragte der Regent.

„Baron Wenden und ich. Wir waren beide im Dienst."

„Ganz richtig, Baron Wenden.“

„Wir führten ein eigenthümliches Gespräch und im Verlauf desselben faßte Wenden mit der Hand in das Blumenbouquet, und war überrascht, in demselben verborgen einen Papierstreifen zu finden.“

„Er war wirklich überrascht?“

„Gewiß, Euer Hoheit. Er hatte keine Ahnung davon.“

„Es ist möglich. Fahren Sie fort. Unsere Bemerkungen treffen sich.“

„Wenden entrollte den kleinen Papierstreifen und versicherte mir, er sähe keine Zeichen daran. Ich glaubte ihm, doch als er hierauf das Papier gegen das Licht hielt, sah ich, wie seine Gesichtszüge für einen Augenblick höchst überrascht erschienen.“

„Natürlich. Das Papier war durchstochen und diese Stiche hatten eine Bedeutung. — Weiter? Ich will doch hören, was Sie ferner gesehen,“

„Nach der Tafel,“ fuhr der junge Mann in einem trüben Töne fort, „wurde jene Verlobung verkündigt. . .“

„Und das benahm Ihnen alle Lust zu weiteren Nachforschungen?“ sagte der lächelnd der Regent.

„Es war beinahe so, ich gestehe es Eurer Hoheit.“

„Nun, dann will ich Ihnen den Verlauf erzählen, Baron Wenden wandte sich an die Prinzessin; — es ist das ein junger Mann, der schnell seinen Weg machen möchte, — er versicherte sie seiner unbedingten Ergebenheit, und die

Prinzessin befahl ihm, er solle sich heute Abend um neun Uhr in ihrem Kabinet einfinden."

„Aber, Eure Hoheit," entgegnete erstaunt der junge Offizier, „standen weiter von jener Fensternische entfernt, als ich; und ich vernahm nicht das mindeste von dem sehr leise geführten Gespräch."

„Das ist wohl möglich," antwortete der Regent; „aber Sie können mir glauben, daß es sich so verhält und Sie werden Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen. Es ist mir nämlich Alles daran gelegen, daß die Unterredung dieses Abends nicht stattfinde; ich will nicht, daß die Prinzessin ihre, gelinde gesagt, komischen Anschläge und augenblicklichen Eingebungen noch anderen Ohren preisgebe, sich weiter compromittire. Der Dienst, den Sie mir leisten können, besteht also in Folgendem: Sie begeben sich um halb neun zu Kindermann, der wird Sie in einen Saal führen, den der Baron auf seinem Wege zu passiren hat. Dort halten Sie ihn im Gespräche auf; begreiflicher Weise wird er sehr eilig sein und Ihnen nicht Rede stehen wollen. Da Sie ihn aber genau kennen, so gelingt es Ihnen vielleicht, ihn hinwegzuführen; meinetwegen können Sie ja etwas davon fallen lassen, Sie hätten aus guter Hand erfahren, ich, der Regent sehe es nicht gern, wenn das Schloß um die angegebene Stunde, ohne daß irgend eine Gesellschaft befohlen sei, auf geheimnißvolle Art besucht werde. Vielleicht komme ich sonstwie Ihrer Unterredung zu Hülfe;

nützt aber das alles nichts, so sind Sie in Ihrem Dienst, Sie verhaften den Baron Wenden mit der größten Ruhe und bringen ihn nach Hause; auf alle Fälle hat er Ihnen dort sein Ehrenwort zu geben, daß er so lange in seiner Wohnung bleibt, bis es mir beliebt, anders zu verfügen. Morgen werden Sie mir über das Ganze Bericht erstatten. Sollte sich dagegen etwas Außergewöhnliches ereignen, so bin ich schon heute Abend für Sie zu sprechen."

Herr von Fernow verbeugte sich ehrerbietig vor dem Regenten, dankte ihm in einigen Worten für sein Zutrauen, und als sich der Fürst darauf mit einem freundlichen Kopfnicken und einer leichten Handbewegung verabschiedet, verließ er das Kabinet, ging durch den Vorsaal bei den Dragonern im Vestibule vorbei, ließ sich von den Bedienten erstaunt anschauen, die nicht begreifen konnten, was er um diese Zeit hier zu machen habe, und trat dann an der Nebentreppe in's Freie.

Draußen war es indessen sehr dunkel geworden, obgleich sich der Himmel klar und schön wie am vergangenen Tage auch jetzt noch über der Erde wölbte, mit Myriaden von Sternen, die in vielerlei Farben funkelten und blitzten und durch die eigenthümliche Stellung zu einander jene Figuren zeigten, die wir Sternbilder nennen.

Der Ordonnanzoffizier ging durch das Schloß und trat auf die große Terrasse vor dem Hauptportal, wo er die nächtliche Stadt mit ihrem Duft und Nebel, mit ihren

langen, jetzt weiß leuchtenden Straßenlinien, mit ihren blitzenden Lichtern hie und da, mit Wagengerassel, entfernter Musik, mit ihrem unaufhörlichen Summen und Sausen vor sich liegen sah. Er hatte seinen Mantel umgenommen, eine Cigarre angezündet und wenn er, den süßen Dampf einziehend, auf dieselbe blickte, und den kleinen leuchtenden Punkt immer größer werden sah, so war er im Stande, seine Gedanken zu concentriren und eigenthümlichen Träumereien nachzuhängen. Was hatte er am heutigen Tage Alles erfahren! Wie war sein Herz verwundet worden! Wie hatte er zum erstenmale so wild und stürmisch gefühlt, daß er jenes herrliche Mädchen liebe, innig liebe, ja, mit aller Kraft seiner Seele liebe, — — hoffnungslos liebe! Und darauf der Abend! Das, was ihm im Kabinet des Regenten begegnet war! Hatte er nicht vielleicht das Glück ergriffen, als er jenem Ruf der Klingel folgte? O ja, es mußte so sein, die Theorie des Baron Wenden war richtig, es gab einen Augenblick des Glücks, dann aber auch, da es kein Licht ohne Schatten gibt, ebenso gut einen Augenblick des Unglücks.

Sechstes Kapitel.

Im Kabinet des Kammerdieners.

Träumereien und Cigarre waren zu Ende, als die Schloßuhr acht schlug und eine Menge geschwätziger Glocken in der Stadt dieses wichtige Ereigniß lautklingend und fröhlich verkündeten, als erzählten sie eine große Merkwürdigkeit.

Der junge Ordonnanzoffizier schritt nach der hintern Seite des Schlosses zu, mit einem tiefen Seufzer an den Himmel blickend, wobei er den Namen „Helene" mehrmals und innig aussprach. Daß in diesem Augenblick ein blitzender Stern über einen Theil der dunkeln Wölbung droben niederfuhr, nahm er als eine gute Vorbedeutung; denn man sagt ja, die Sternschnuppe verheiße die Erfüllung eines Wunsches, an den man beim Erblicken derselben dachte; was aber Herr von Fernow dachte, als er gen Himmel blickend den Namen Helene aussprach, brauchen wir weder unsern geneigten Lesern und noch viel weniger unsern geneigten Leserinnen zu erklären.

Der gewöhnliche Aufenthaltsort des ersten Kammerdieners Kindermann war ein kleines Zimmer in der Nähe des herzoglichen Kabinets, und dahin begab sich gemäß dem erhaltenen Befehle der Ordonnanzoffizier und klopfte leise an die Thür. Innen rief man: Herein! und dieses Herein klang so angenehm und freundlich, daß man in diesem Herein ordentlich das lächelnde Gesicht des Herrn Kindermann sah.

Der würdige alte Herr befand sich auch in dem kleinen Gemache, lächelte dem Eintretenden freundlich entgegen, und machte beim Anblick des Offiziers mit solcher Umständlichkeit seine Anstalten, um aus dem bequemen Lehnstuhle aufzustehen, daß Herr von Fernow nichts Eiligeres zu thun hatte, als den alten Herrn zu bitten, ja ihm zu befehlen, sitzen zu bleiben.

„In der That, man wird müde,“ sagte Herr Kindermann, und dabei dämpfte er sein Lächeln ein wenig, um es gleich darauf wieder um so heller aufstrahlen zu lassen, als er hinzusetzte: „daher thut es einem alten Manne nach vollbrachtem Tagewerk so wohl, in stiller Beschaulichkeit ein wenig ausruhen zu können. Wenn ich aber sitzen bleiben soll, gnädiger Herr, so müssen Sie mir die außerordentliche Ehre erzeigen, sich ebenfalls am Kaminfeuer ein wenig niederzulassen; im andern Falle zwingen Sie mich aufzustehen, meinen Frack anzuziehen und in der mir zukommenden Haltung neben Ihnen aufrecht zu verharren.“

Herr Kindermann hatte nämlich sein Dienstkleid ausgezogen und steckte mit der weißen Halsbinde, mit dem lächelnden Gesichte, den wohlfrisirten Haaren und untadelhaften Schuhen und Strümpfen in einer feinen weißen Piquéjacke, die aber augenscheinlich zu lang und zu weit für ihn war, was wohl daher kommen mochte, daß die Persönlichkeit des Regenten größer und breiter war, als die seines Kammerdieners. Auch saß Herr Kindermann nicht trocken vor dem hell lodernden und sanft wärmenden Kamine. Auf dem Gesimse desselben stand eine zierliche kleine silberne Punschbowle, aus welcher es ganz allerliebst duftete.

Da der Ordonnanzoffizier einmal saß, so mußte er sich aus dem Getränke der Bowle ein kleines Glas auffüllen lassen, woran er auch zur großen Zufriedenheit des Kammerdieners nippte. — Dieser sah auf die Uhr und sagte:

„Wir haben vollkommen Zeit; noch eine gute halbe Stunde, und auch dann werden Sie in dem großen Saale dort oben noch lange genug warten müssen. So ist es denn doch offenbar besser, wir warten hier unten, als da oben. Zu lange dürfen wir uns dagegen auch nicht aufhalten, denn man weiß nie, was passiren kann. Unter uns gesagt, Herr von Fernow, mich freut es außerordentlich, daß Sie gerade im Vorzimmer waren und zufällig in's Kabinet Seiner Hoheit traten. Das sind Augenblicke, die zu viel Gutem führen können.“

„Augenblicke des Glücks,“ sagte lachend der Offizier.

„Gewiß, Augenblicke des Glücks," fuhr Herr Kindermann wohlgefällig lächelnd fort; „aber in der That es freut mich gerade für Sie. Ich habe den Papa sehr wohl gekannt; Seine Excellenz waren ein charmanter und liebenswürdiger Herr, und umgänglich, Herr von Fernow, sehr umgänglich. Ich kann Sie versichern, Seine Excellenz traten nie in dies kleine Vorzimmer, ohne zu mir zu sprechen: Herr Kindermann, wie geht's Ihnen? oder: Herr Kindermann, wie haben wir geschlafen? Und ich versichere Sie, das Wir war ein Act der Vertraulichkeit, den ich wohl zu würdigen verstand. Unter dem Wir meinte Ihr Papa auch noch was anderes. Ebenso, wenn er fragte: Herr Kindermann, was haben wir heute für Wetter? Damit meinte er nicht, ob es draußen regnete oder ob die Sonne schien, sondern er wollte wissen, ob sonstwo der Himmel klar oder stürmisch sei. Und dabei kann ich Sie versichern, daß ich Seiner Excellenz in diesem Punkte immer die besten Andeutungen gab. Gewiß, Seiner Excellenz, Ihrem Herrn Papa, habe ich nie falsch berichtet."

„Und sonst kam es Ihnen nicht darauf an, Herr Kindermann, vielleicht hie und da ein falscher Wetterprophet zu sein?"

Herr Kindermann hatte sein Glas ergriffen, schielte, ehe er es zum Munde führte, mit einem unaussprechlichen Lächeln nach dem Lichte hin, nahm einen tüchtigen Zug und antwortete:

„Es gibt ein altes Sprichwort: Wie man in den Wald hineinschreit, so hallt es heraus; und ich kann Sie versichern, Herr von Fernow, es gibt an jedem Hofe unbedachtsame Leute, die einen Kammerdiener des regierenden Herrn nur wie ein Ding betrachten, wie eine Sache, gut genug, um anzumelden und die Thür zu öffnen. Und das ist doch eine sehr unrichtige Auffassung unserer Stellung."

„Allerdings eine unverantwortliche Auffassung."

„Freilich sitze ich weder im Staatsrathe, noch habe ich Stimme im Ministerium," fuhr Herr Kindermann leise schmunzelnd fort; „dagegen aber," setzte er mit großem Selbstgefühl hinzu, während er leicht seine weiße Halsbinde strich: „dagegen bin ich es, der Seine Hoheit in unbewachten Augenblicken sieht, der Höchstdemselben die Halsbinde knüpft, ihm den Säbel umschnallt, und der ihm vor allen Dingen Parfum auf das Sacktuch träufelt. — Sie sehen mich erstaunt an, Herr von Fernow; aber ich bin gegen Sie ungeheuer offenherzig, schon dem Andenken an den Papa zu Liebe; und ich versichere Sie, die drei soeben genannten Verrichtungen, namentlich die letztere, sind für mich von der größten Wichtigkeit. Verstehen wir uns recht. Es ist da irgend Etwas los, worüber ich gar zu gern die Meinung Seiner Hoheit hören möchte. Nun ist es mir aber um Alles in der Welt nicht erlaubt, den Herrn geradezu anzureden. Ich knüpfe also die Halsbinde ein wenig fester, als gewöhnlich; Seine Hoheit sagt vielleicht gar nichts

darauf, sondern macht mir ein Zeichen, sie lockerer zu knüpfen. Das ist alsdann schlimm. Seine Hoheit bemerkt aber auch vielleicht: „„Kindermann, wir sind heute aber auch verdammt ungeschickt."" Das ist schon ermuthigender, und ich seufze dagegen und spreche: Ja, es ist wahr, Ew. Hoheit, wir sind zuweilen recht ungeschickt. — Ist das heraus, so wette ich Zehn gegen Eins, der Herzog fängt an zu lachen und sagt z. B.: „„Nun, Kindermann, das Wir bitte ich mir aus"" — Sehen Sie, Herr von Fernow, dann habe ich gewonnen Spiel. Es ist dann gerade so, als wenn man eine Mühle aufzieht. Zuerst dreht sich das Rad widerstrebend, ist es aber einmal im Gange, so können Sie mir glauben, daß Kindermann sein Korn zu mahlen versteht, wie irgend ein Anderer."

„Das ist wirklich ganz erstaunlich," sagte lachend der Ordonnanzoffizier; „und ich werde mir von Ihren Andeutungen Einiges zu Nutze machen."

Herr Kindermann hatte abermals einen tüchtigen Schluck seines vortrefflichen Ananaspunsches zu sich genommen und fuhr dann fort:

„Oftmals aber nützt mir weder Halsbinde noch Säbel. Was den letzteren anbelangt, so wähle ich nämlich in gewissen Fällen einen, der Seiner Hoheit nicht convenirt. Heißt es nun kurz und barsch: Einen andern! so wird ganz einfach das Taschentuch mit Esbouquet beträufelt. Seine Hoheit ziehen nämlich Eau de Cologne vor. Das ist jedoch

mein letztes verzweifeltes Mittel und wird in der That nur bei großen Angelegenheiten angewandt. Sie wissen selbst, Herr von Fernow, daß nichts so sehr die Erinnerung an Etwas auf's Lebhafteste zurückruft, als der Duft irgend einer Pflanze, eines Parfums. Wir haben das ja alle erfahren. Riechen wir im Frühjahr das erste Heu, so überfällt uns ordentlich wehmüthig der Gedanke an die Jugendzeit, wo wir die Schule schwänzten, um im Freien herumzulaufen. — Nun überkommt aber den Regenten eine ganz eigenthümliche Erinnerung, — das Nähere gehört nicht hieher — wenn Höchstdieselben Esbouquet riechen. Das stimmt Seine Hoheit weich und macht ihn nachdenklich; ja er kann sich dabei so in seine Phantasien vertiefen, daß ich nur etwas laut zu husten brauche, um gefragt zu werden: „Was haben Sie gesagt, Kindermann?“ Und wenn man gefragt wird, so darf man antworten. — Aber Sie trinken gar nicht von diesem wirklich kostbaren Punsche, Herr v. Fernow! Thun Sie das ja! Die Nachtluft ist kühl, und droben in den Sälen ist es um diese Zeit gar nicht behaglich.“

Bei diesen aufmunternden Worten hatte der Kammerdiener sein Glas zwischen beide Hände genommen, drehte es hin und her und erfreute sich sanft lächelnd an den kleinen Ringeln, die sich in der goldgelben Flüssigkeit zeigten; auch roch er daran, ehe er abermals trank.

„Es freut mich in der That, Herr Kindermann,“ unterbrach der Ordonnanzoffizier die Stille, „daß Sie sich

meines Vaters auf so angenehme Art erinnern, es geht nicht allen Leuten so."

„Weiß wohl, weiß wohl," entgegnete der Kammerdiener; „Sie müßten lange Major sein und Adjutant, und deshalb ist es gerade gut, daß Sie heute Abend Seine Hoheit im Vertrauen gesprochen. Wir werden schon darauf zurückkommen. — Apropos," fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „etwas Anderes in Ihren Angelegenheiten hätte ich mir nicht so stillschweigend gefallen lassen."

„Und das ist?" fragte eifrig und aufmerksam der Andere; denn er ahnte schon, was kommen würde.

„Nun, die Verlobung, die wir heute gefeiert haben. Ah! das ist ja ein Scandal, und ich werde mich der Sache ganz besonders annehmen."

„Wenn das was helfen könnte, würde ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet sein."

„Was helfen könnte? — Es ist freilich schon spät! der Karren ist schon ziemlich verfahren."

„Und Ihre wichtige Hülfe vielleicht schon unnütz; denn wer kann wissen, ob das Fräulein nicht mit der Partie einverstanden ist?"

„Den Teufel auch! das kann ich wissen," rief Herr Kindermann, und es hatte fast den Anschein, als wolle sein Gesicht für einen Augenblick ernst werden; doch überwand er diese Abnormität, und seine Augen strahlten fort und fort in ihrem angenehmen Lächeln, während er sagte:

„Das Fräulein ist untröstlich, und es hat schon ganz absonderliche Scenen gegeben. Da hätten Sie energischer auftreten oder sich dem alten Kindermann anvertrauen sollen; der hat schon manchen guten Rath gegeben, das kann ich Sie versichern."

„Davon bin ich fest überzeugt," erwiderte Herr von Fernow; „und wenn ich noch jetzt und recht dringend darum bäte?"

Der Kammerdiener schüttelte seinen Kopf und gab nach einer Pause zur Antwort:

„Vorderhand muß man den Faden laufen lassen, aber die Augen offen behalten, und wo sich Etwas zeigt, was uns nützen kann, nicht blöde sein und zugreifen. Wenn Sie mich Ihres Vertrauens werth halten," — dabei wurde das Lächeln des Herrn Kindermann feierlicher, und er hob seine Nase sehr hoch in die Höhe; — „so haben Sie die Freundlichkeit, mich auf dem Laufenden zu erhalten über das, was Sie in Ihrer Angelegenheit hören und sehen."

„Das will ich mit dem größten Vergnügen thun und bin entzückt," sagte der junge Mann nicht ohne einen Anflug von Schmeichelei, „die für mich sehr wichtige Sache in so guten Händen zu wissen. Nehmen Sie im Voraus meinen besten Dank, und seien Sie von meiner beständigen Erkenntlichkeit überzeugt."

Indem er das sagte, hatte er einen Blick auf die Uhr geworfen und sich erhoben, als er bemerkte, daß der Zeiger

auf halb neun wies. Herr Kindermann folgte ruhig und bedachtsam seinem Beispiele, und nachdem er mit einer wahrhaften Feierlichkeit den letzten Rest des Punsches vertilgt, entgegnete er:

„Wie ich Ihnen schon früher bemerkt, Herr von Fernow, bin ich es dem Andenken Ihres Vaters schuldig, für Sie mein Möglichstes zu thun. Ich kann Sie versichern, Kindermann vergißt nie eine freundliche Behandlung. Jetzt will ich aber ein bischen Toilette machen, und dann gehen wir.“

Zu diesem Zweck zog sich der Kammerdiener hinter einen grauen Vorhang zurück, wo sein Bett stand, und als er wieder zum Vorschein kam, war er statt der weißen Piquéjacke mit einem so langen grauen Rocke bekleidet, daß man von seinen weißen Strümpfen nicht das Geringste mehr sah und nur die Spitzen der Schuhe hervorblickten.

Darauf gingen Beide miteinander fort.

Statt aber den gewöhnlichen Weg über die Stiegen und die breiten Corridors zu nehmen, gingen sie hinter dem Appartement des Regenten durch eine Thüre, die Herr Kindermann öffnete und sorgfältig wieder verschloß, dann eine Wendeltreppe hinauf und kamen oben in einen schmalen Gang, der durch das ganze Schloß lief, dabei weder Fenster noch sonstige Oeffnungen hatte und durch Lampen erhellt wurde, die unaufhörlich Tag und Nacht brannten. Diesem Gange folgten sie eine weite Strecke, dann öffnete der Kammerdiener auf der rechten Seite abermals eine

kleine Thür und Beide betraten einen Durchgang, durch welchen sie in den uns wohlbekannten großen Saal gelangten, wo die Familienbilder an den Wänden hingen und der unmittelbar neben dem Speisesaal sich befand. Dieser weite Bildersaal lag still, fast unheimlich da, denn obgleich auf zwei Consolen vor den gewaltigen Spiegeln am untern und oberen Ende Carcellampen brannten, so waren diese doch nicht im Stande, die tiefe Dunkelheit in dem Saale gänzlich zu verdrängen; wenn sie auch an den beiden Enden eine kleine Helle um sich verbreiteten, so blieb doch in der Mitte des Saales eine solche Dämmerung, daß Jemand, der sich dort befand, von Weitem unkennbar war und nur wie ein Schatten aussah.

Herr Kindermann führte den Ordonnanzoffizier zu einer der Fensternischen, welche tief in die Mauern gehend und mit schweren breiten Vorhängen garnirt, noch dunkler waren. „Hier ist Ihr Platz," sagte er, „und da ich die Sache genau überlegt habe, so ist es besser, wenn Sie die Verhaftung des Barons als das letzte und äußerste Mittel betrachten."

Der Ordonnanzoffizier blickte den Sprecher mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an, was aber dieser begreiflicher Weise nicht bemerken konnte; doch sprach Herr von Fernow lachend: „Mir scheint, Herr Kindermann, Sie haben heute Abend sehr stark Esbouquet aufgeträufelt."

„Das war nicht nöthig," entgegnete der Andere mit

dem ruhigsten Tone von der Welt; „da mich Seine königliche Hoheit bei dieser Angelegenheit brauchen, so hat es Höchstderselben beliebt, mich von der Sachlage in Kenntniß zu setzen.“

„Was ich begreiflich finde,“ versetzte schnell einlenkend der Ordonnanzoffizier.

„Dort links ist der Speisesaal, wie Sie wissen,“ erklärte Herr Kindermann; „und der Baron wird von rechts kommen. — Glauben Sie mir,“ fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, „Sie haben Ihr Glück in der Hand. Es ist eine delicate Sache und je feiner Sie sie behandeln, desto dankbarer wird Seine Hoheit sein. Wie ich Ihnen schon zu bemerken mir erlaubte, ich mag die Verhaftungen nicht. Warten Sie damit so lange als möglich, und gerathen Sie in eine Verlegenheit, so bin vielleicht ich im Stande, Ihnen daraus zu helfen. — Jetzt halten Sie gute Wache, Sie haben noch volle zwanzig Minuten und damit genugsam Zeit zur Ueberlegung.“ Bei diesen Worten machte er eine Verbeugung, glitt dann wie ein Schatten in die Dunkelheit zurück und verschwand auch geräuschlos wie ein solcher.

Den im Saale Harrenden bewegten seltsame Gedanken, als er jetzt in dem Halbdunkel auf und ab schritt. Es kam ihm gerade vor, als wenn er sich vor dem Feinde befände und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch hören müsse, das auch in weiter Ferne vernehm-

bar würde. Er hatte seinen Säbel fest an sich gedrückt und machte so langsame Schritte, daß ihm zwischen jedem derselben fast eine Secunde Zeit blieb und er so, während des Auf- und Abwandelns, jedes Nahen des Erwarteten hören konnte.

Was war in der Zeit, seit er heute vor der Tafel diesen Saal betreten, bis jetzt nicht Alles von ihm erlebt worden! Oft glaubte er, in diesen wenigen Stunden seien Monate verflossen, traurige Monate, in denen er sich allmälig an den Verlust Helenens gewöhnt hatte. Waren es vielleicht die Worte des Regenten, er möge auch in dieser Sache auf ihn rechnen, welche ihm neue Hoffnung gaben, oder glaubte er sonst an ein glückliches Ohngefähr, das den Baron Rigoll von seinem Ziele zurückwerfen würde, oder hatte er sich beruhigt und als ein vernünftiger Mensch sich gesagt: „Wie kannst du von Fräulein von Ripperda verlangen, daß sie warten wird, bis es dir einmal beliebt, dich anders auszusprechen, als durch kleine Aufmerksamkeiten und allenfalls durch süße Augen — und wenn du dich ausgesprochen hättest, wer weiß, welche Antwort dir das stolze Mädchen gegeben? — O Gott, ja," seufzte er, „wie schön und wie stolz!" Es war ein Glück, daß er so innig und viel an Helene dachte, denn so blieb ihm nur wenig Zeit übrig für die bittern Empfindungen, die in der That in ihm aufstiegen, wenn er sich entsann, daß er im Begriffe sei, einen guten Freund, wie Baron Wenden, so

mir nichts dir nichts in Haft zu nehmen. — Verfluchter Auftrag! — Und so grausam des armen Wenden Theorie vom Augenblick des Glücks und Unglücks zur Wahrheit zu machen!

Herr von Fernow befand sich unter diesen Gedanken und unter dem Eindruck der Situation in einer größern Aufregung als er selbst wußte. Zuweilen seufzte er tief auf und fühlte dann wohl, wie sein Herz lauter und schneller als gewöhnlich schlug. Jetzt drückte ihn seine Schärpe, jetzt genirte ihn der Helm, jetzt machte er ein paar schnellere Schritte, um gleich darauf horchend stehen zu bleiben.

Die Schloßuhr schlug drei Viertel auf Neun.

Halt! jetzt hörte er etwas. Ja, er täuschte sich nicht; es waren Schritte, die sich näherten, — er lauschte aufmerksamer. Aber diese Schritte klangen nicht von da, woher er den Baron erwartete, sondern sie schienen vom Speisesaal zu kommen. Vielleicht Jemand, dachte er, der drüben noch zu thun hatte, und sich nun nach Hause oder in sein Zimmer begibt. Treten wir einen Augenblick in die Fensternische hinter den Vorhang! — Ehe aber der junge Offizier dies ausführte, blickte er zuerst scharf nach der Thür des Speisesaals, um sich zu vergewissern, wer von dorther erscheine. Jetzt öffnete sich ein Flügel der Thür langsam, es erschien ein Lakai, der ein Licht trug, und hinter ihm eine Dame, die in den großen Saal trat.

„Jetzt danke ich Ihnen,“ sagte diese, und obgleich sie

diese Worte im gewöhnlichen leisen Tone sprach, so hallten sie doch in dem weiten Saale wieder.

Herr von Fernow bebte zusammen, als er den Ton dieser Stimme vernahm.

„Ich finde meinen Weg ganz gut allein," fuhr die Dame fort, und dann ging sie mit ziemlich raschen Schritten vorwärts. Der Lakai hob seinen Leuchter einen Augenblick in die Höhe und das Licht blitzte seltsam durch die Dunkelheit. Dann zog er sich durch den Speisesaal zurück und machte die Thür hinter sich zu.

„Sie ist es!" sprach Herr von Fernow zu sich selber; „einen Entschluß! Einen schnellen Entschluß! Halte ich mich versteckt, oder trete ich hervor? Selbst auf die Gefahr hin, das Fräulein zu erschrecken! — Ja, ich trete vor, der Augenblick ist günstig, — vielleicht abermals ein Augenblick des Glücks!" —

Siebentes Kapitel.

Ein Augenblick des Glücks.

Damit trat Herr von Fernow vor, sein Säbel klirrte auf dem Fußboden und die junge Dame blieb wenige Schritte von ihm entfernt, sichtlich erstaunt, ja erschreckt, stehen. Sie machte sogar eine kleine Bewegung, um zurückzutreten, doch traf in diesem Augenblick der Ton der Stimme des jungen Offiziers ihr Ohr, der ihr sagte:

„Fürchten Sie nichts, mein Fräulein, es ist ein Bekannter, der vor Ihnen steht, — Fernow."

„Fast hätten Sie mich erschreckt, Herr von Fernow," gab das Fräulein mit etwas unsicherer Stimme zur Antwort; „freilich sind wir auf befreundetem Grunde, aber diese weiten Säle haben doch bei Abends etwas Unheimliches!"

Bei diesen Worten nahm sie ihren Gang wieder auf und hatte mit wenigen Schritten den Ort erreicht, wo der junge Offizier stand. Sie wandte ihren Kopf etwas gegen

ihn, neigte ihn leicht und sagte: „Guten Abend, Herr von Fernow,“ als sie vorübergehen wollte.

Abends ist das Herz empfänglicher für ein inniges Wort, namentlich nach einer kleinen Emotion. Der junge Offizier holte in diesem Augenblick mühsam Athem. Die Hand, die auf seinem Säbelgriffe lag, bebte fast; er redete sich ein, gesehen zu haben, daß Helene langsam gegen ihn zu kam und daß sie zögerte, vorüberzugehen; er glaubte, ihre Bewegung mit dem Kopfe gegen ihn sei herzlicher gewesen, als sonst; er meinte, ihre Stimme habe gezittert, als sie sprach: „Guten Abend, Herr von Fernow.“ — —

„Mein Fräulein,“ sagte er und trat einen Schritt vor. „Herr von Fernow,“ entgegnete sie; und dabei hemmte sie ihre Schritte, ja, sie blieb stehen und wandte sich gegen ihn.

„Es ist kühn von mir,“ brachte er mühsam, mit fast tonloser Stimme hervor, „daß ich wage, Ihren Weg zu unterbrechen und Sie anzureden, und obendrein anzureden in einem Augenblick, wo ich mich in großer Aufregung befinde. Ja, mein Fräulein, — — seien Sie gnädig, seien Sie gütig gegen mich und verzeihen Sie es dieser Aufregung, daß ich mich unterstehe, mit Ihnen zwei Worte zu sprechen.“

Er hatte das mit so bewegter, fast zitternder Stimme gesprochen, daß das junge Mädchen offenbar daraus entnehmen mußte, er befinde sich in einer ganz besonderen

Gemüthsstimmung, und wahrscheinlich eben deswegen geneigt war, ihm freundlicher als sonst vielleicht geschehen wäre, zu antworten. „Ich sehe gerade kein Unglück darin," sagte sie, „daß Sie zwei Worte mit mir reden wollen. Freilich," fuhr sie fort, indem sie um sich schaute, „ist der Augenblick nicht ganz gut gewählt."

„Aber wenn man keine Wahl hat," entgegnete er hastig, „so nimmt man, was der Augenblick bietet."

„Sie haben hier auf mich gewartet?" fragte sie.

„Nein, mein Fräulein, um ehrlich mit Ihnen zu reden. Ich würde das nicht gewagt haben. Mein Dienst hält mich noch im Schlosse, in diesem Saale. Da sah ich Sie kommen, und hielt es für die höchste Gunst des Glücks, wenn Sie mir wenige Minuten gönnen wollten."

Als er dies sagte, mit leiser, wehmüthiger Stimme, klangen seine Worte so weich und schmerzlich in dem Herzen des jungen Mädchens wieder, daß sie unwillkürlich ihre Lippen auf einander preßte und ein paar Secunden vorübergehen ließ, ehe sie antwortete: „Sie wollen dadurch gut machen, was Sie während des ganzen Tages versäumt. Sie hatten sich von unserer Landpartie zurückgezogen — —"

„Ich war im Dienst, mein Fräulein," sagte er.

„Und nach der Tafel," fuhr sie zögernd fort, „waren Sie der Einzige, den ich nicht in meiner Nähe sah."

„Aber ich habe Sie gesehen, Fräulein Helene," entgegnete er rasch, fast heftig, „und dankte Gott, daß ich

weit genug entfernt stand, um mich Ihnen nicht nähern zu müssen."

„Sie mißgönnten mir mein Glück," sagte sie mit einem Tone, der Jedem hätte auffallen müssen, einem Tone, der dem jungen Mann in das Herz schnitt.

„Ich würde Ihnen kein Glück der Erde mißgönnen, nicht das größte; aber ja, Sie haben Recht, ich mißgönne Ihnen ein Glück, das mich — so unsäglich unglücklich macht."

„Also sind unsere Begriffe von Glück so sehr verschieden?"

„Verschieden und doch ganz dieselben, wenn ich den Empfindungen meines Herzens glauben darf. Aber die Ihrigen, Fräulein Helene, sind freilich ganz anders."

„Ja, meine Begriffe von Glück sind ganz anders, Herr von Fernow," sagte die junge Dame mit leiser Stimme, „ganz anders als das Glück, das sich mir darbietet."

„So würden Sie also unglücklich sein?" fragte er hastiger.

„Und wenn dem so wäre? Sehen Sie für mich eine Möglichkeit, glücklich zu werden? — — Doch wozu dieses seltsame Gespräch?" setzte sie rasch hinzu, „diese qualvollen Reden, die mich nicht erfreuen und auch Sie nicht glücklich machen können."

„Und doch, Fräulein Helene, bei Gott im Himmel, Ihre letzten Worte haben mich glücklicher gemacht, als ich

es nach diesem furchtbaren Abend zu hoffen wagte. O! erschrecken Sie nicht über meine Reden, Helene; es ist vielleicht der Augenblick meines Glücks, den ich ergreife und festhalte, während ich so spreche.“ Dabei hatte er ihre Hand erfaßt, führte dieselbe an seinen Mund und drückte seine Lippen darauf.

„Um Gotteswillen, Herr von Fernow, keine Thorheiten!“ sagte ängstlich das junge Mädchen, doch machte sie nur einen schwachen Versuch, ihm ihre Hand zu entziehen.

„Helene, lassen Sie mich meinetwegen Thorheiten begehen, wenn es mir dadurch gelingt, meinem Glücke näher zu kommen. Ja, Helene, ich kann und will es nicht ertragen, daß jene Verbindung geschlossen wird.“

„Und Sie wollen das hindern?“ fragte sie bewegt.

„Sie und ich, wenn Sie mir vertrauen.“

„Und worauf soll sich mein Vertrauen gründen?“

„Auf meine grenzenlose Liebe zu Ihnen. Ja, Helene, ich liebe Sie unsäglich, ich liebe Sie, wie nur Jemand auf dieser Erde ein Mädchen lieben kann, — ja, und ich fühle an dem Beben Ihrer Hand, daß auch Sie mir gut sind. Wenn es so ist, Helene, so sprechen Sie ein einziges Wort; wenn Ihr Herz schneller schlägt bei dem Gedanken, daß ich Sie liebe, so lassen Sie mich's durch ein Wort errathen. Wer will uns auseinander reißen, wer will uns trennen, wenn wir Beide mit unserer Liebe einig sind?“ —

Obgleich er dies mit gedämpfter Stimme sprach, so

klang doch aus seinen Worten eine solche Leidenschaft hervor, eine solche Gluth und Innigkeit, daß das junge Mädchen zitternd zurückweichen wollte; doch, — er hatte ja mit ihrer Hand den Augenblick des Glücks erfaßt; er hielt diese Hand fest in der seinigen, er zog sie abermals an seinen Mund und drückte sie dann sanft an seine heißen Augen. Zuerst bebte die kleine Hand nur, ja, sie suchte sich sanft loszumachen aus der seinigen, dann aber wurde sie fügsamer, ihre Finger gaben dem Drucke der seinigen nach und schmiegten sich endlich mit einem leisen, leisen Druck in diese.

Der Augenblick des Glücks! jauchzte es in ihm, und wie es nun in diesem seligen Augenblicke weiter zuging, sind wir nicht im Stande, ganz genau anzugeben; doch war es wirklich für Beide ein Augenblick des Glücks; ihre liebenden Herzen hatten sich gefunden, und darauf bedurfte es keines bedeutenden Schrittes mehr, daß sich das glühende Mädchen von seiner Leidenschaftlichkeit berauschen ließ und sich erst erschreckt ermunterte, als sie einen heißen Kuß auf ihren Lippen fühlte.

Da wollte sie sich losreißen und eilig fliehen, — aber es war zu spät; er legte seinen Arm um sie, nicht um sie auf's Neue an sich zu ziehen, sondern um sie in dem dunkeln Versteck der Fensternische zurückzuhalten, — — denn er hörte deutlich den Schall von Tritten, die sich von rechts und ziemlich eilig näherten.

„Bleiben Sie ruhig, Helene, um Gottes willen bleiben

Sie ruhig," sagte der junge Offizier mit eindringlicher Stimme; „Sie können nicht mehr entfliehen; dort kommt Jemand und ist in diesem Saale, ehe Sie die andere Thür erreicht haben. Man würde Ihre Gestalt erkennen, man würde Sie verfolgen, man würde Nachforschungen anstellen und Alles wäre verloren, wenn die Welt schon jetzt etwas von unserm Glück erführe."

„Aber hier?" fragte das geängstigte Mädchen bebend, „man wird mich erkennen, mein Name, mein Ruf ist verloren."

„Muth, Helene, Muth!"

„O, Muth habe ich," entgegnete Fräulein von Ripperda, und als sie den ersten Eindruck der Ueberraschung niedergekämpft, richtete sie sich stolz empor, schaute mit ihren glänzenden Augen nach dem Eingang des Saales und antwortete dem jungen Offizier: „Ich gebe mich ganz in Ihre Hände, thun Sie, was Ihnen gut dünkt."

In diesem Augenblicke wurden beide Flügelthüren auf der rechten Seite des Saals geöffnet und zwei Herren traten ein, ihnen voraus ein Lakai mit Lichtern. Diese beiden Herren, in eifrigem Gespräch begriffen, waren Baron Wenden und der Oberstjägermeister, Baron Rigoll.

Herr von Fernow hatte die Hand des jungen Mädchens ergriffen, hatte sie dicht an das Fenster geführt und flüsterte, nachdem er einen leichten Kuß auf ihre Stirn gedrückt:

„Bleiben Sie ruhig stehen. Sollte man auch durch die Vorhänge die Umrisse Ihrer Gestalt sehen, man wird Ihre Person nicht erkennen, noch viel weniger eine unbescheidene Frage wagen, dafür stehe ich.“

Nachdem er dies gesagt, trat er aus der Nische in den Saal, und befand sich nun so nahe bei dem voranschreitenden Lakai, daß dieser in der hervortretenden Gestalt einen Offizier erkannte, den Leuchter hoch emporhielt und darauf sich umblickend stehen blieb.

„Vorwärts! was gibt's denn da?“ rief der Oberstjägermeister dem Bedienten zu.

Statt aller Antwort ging der Lakai auf die Seite und streckte den Leuchter vor.

„Ei der tausend, Fernow!“ sagte der Baron Wenden in einem sehr trockenen Tone; „was treibst du dich um diese Zeit wie ein Gespenst in den finstern Sälen des Schlosses umher?“

„Dieselbe Frage könnte ich an dich thun, mein lieber Wenden.“

„Nicht ganz mit dem gleichen Rechte; denn wie du siehst, sind wir zu Zweien, und die Gespenster und Nachtwandler pflegen selten paarweise zu erscheinen.“

„Und wenn ich nun an dich gedacht hätte, mein lieber Freund,“ erwiderte Herr von Fernow mit einem eigenthümlichen Lächeln, „wenn ich mich mit dir beschäftigt, während ich hier auf- und abspazierte?“

„Du siehst, daß Seine Excellenz mir die Ehre erweist, mich zu begleiten. Also, mon chèr, gute Nacht!"

Herr von Fernow machte indeß durchaus keine Bewegung die beiden Herren vorüber und ihres Weges gehen zu lassen.

„Es thäte mir in der That leid, wenn ich Seine Excellenz aufhalten sollte; es liegt das durchaus nicht in meiner Absicht. Aber Scherz bei Seite, ich habe in der That etwas Wichtiges mit dir zu sprechen, lieber Wenden, und würde es als eine große Gefälligkeit erkennen, wenn du mir eine kleine Viertelstunde dazu bewilligen wolltest. Seine Excellenz" — damit wandte er sich an den Oberstjägermeister — „wird gewiß nichts dagegen zu erinnern haben und dich mir einen Augenblick überlassen."

Baron Rigoll hatte schon einigemale Zeichen der Ungeduld von sich gegeben; er war heftiger Natur, auch als ziemlich rücksichtslos bekannt, und so war es von ihm noch außerordentlich höflich, als er sagte: „Aber, Herr von Fernow, Sie müßten doch begreifen, daß Baron Wenden und ich nicht hier zum Zeitvertreib spazieren gehen. Wir sind in der That beschäftigt. Welcher Art unser Geschäft, ist Ihnen vielleicht gleichgültig, aber es gibt Beschäftigungen, wo ein Cavalier zu delicat ist, den Weg eines anderen zu kreuzen. Und Sie sind als sehr delikat bekannt, Herr von Fernow."

„Indem ich Eurer Excellenz für das Compliment er-

gebenst danke," sprach der Offizier, „liefere ich den Beweis, daß es mir nicht unrechtmäßig gespendet wurde, und ich versichere Eurer Excellenz, daß es mir nicht einfällt, Ihren Pfad zu kreuzen, daß ich aber mit meinem Freunde Wenden ein paar Worte sprechen muß."

„Nun, ich werde die Höflichkeit gegen Sie auf's Aeußerste treiben," entgegnete der Oberstjägermeister mit eisigem Tone, „ich werde ein paar Schritte vorausgehen, damit Sie Zeit finden, Ihrem Freunde die so nothwendigen Worte zu sagen."

Der Offizier machte eine tiefe Verbeugung und ließ Seine Excellenz vorübergehen. Dann sagte er zu dem Andern mit leiser, aber eindringlicher Stimme: „Bei unserer alten Freundschaft, Wenden, thue mir einen Gefallen, — erzeige mir einen Dienst, um den ich dich dringend bitte. Verlasse das Schloß mit mir und begleite mich in meine Wohnung, ich habe dir etwas sehr Wichtiges mitzutheilen."

Der Kammerherr sah seinen Freund mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an; „Fernow, ich glaube, du bist — — sehr aufgeregt."

„Ja, ich bin sehr aufgeregt."

„Lieber Freund, das begreife ich; aber das ist eine Sache, an der nichts zu ändern ist. Ich weiß aus der besten Quelle, daß du dir keine Vorwürfe zu machen brauchst, du habest etwas versäumt; wahrhaftig nicht. Ich sage dir, Fräulein von Ripperda ist enchantirt von dem

Oberstjägermeister; sie schließt diese Verbindung ganz mit freiem Willen. Keine Spur von Ueberredung! Das ist freilich nicht angenehm für dich; doch kommst du mit diesem Gedanken leichter über deinen Schmerz hinweg. Morgen, wenn du willst, stehe ich ganz zu deinen Diensten. — du siehst, Seine Excellenz wartet auf mich."

Der Ordonnanzoffizier sah wohl, daß der Kammerherr mit guten Worten nicht zurück zu halten war. Doch zögerte er, von dem letzten Gewaltmittel Gebrauch zu machen. Eine Pause des Schweigens trat ein. Da raschelte etwas hinter dem Fenstervorhange. Die dort Versteckte hatte eine Bewegung gemacht, eines ihrer schweren Armbänder hatte sich gelöst. Es rutschte mit einem eigenthümlichen Geräusche an dem glatten Stoff ihres Kleides herab. Der Versuch des Fräuleins, das Entfallende zu erhaschen, verrieth sich deutlich. „Was war das?" fragte überrascht der Baron Wenden. „Ja, was war das?" wiederholte scheinbar ebenso überrascht der Offizier.

„O Felix! o Felix!" lachte ihm der Kammerherr lustig neckend zu. — „Du bist ein unverbesserlicher Sünder und doch dabei so unschuldig wie ein neugebornes Kind. Das muß Baron Rigoll erfahren."

„Ich bitte dringend, halte Ruhe."

„Nein! Indiscret kann ich nicht sein, da ich nichts weiß. Aber die Geschichte muß heraus." Damit eilte er, von Fernow gefolgt, gegen den Oberstjägermeister, und rief

lachend: „Sehen Euer Excellenz diesen verschmitzten Gesellen. Er hält Jemand hier versteckt! Und nicht schlecht, es war ein seidenes Kleid, das rauschte."

„Ein seidenes Kleid!" sprach freundlich grinsend der Oberstjägermeister. „Aber Baron, jetzt kommen Sie, es ist die höchste Zeit."

Der junge Offizier befand sich in der peinlichsten Situation. Es mußte ein Entschluß gefaßt und zur Verhaftung des Kammerherrn geschritten werden. Herr von Fernow nahm seinen Säbel fest in die Linke, drückte den Helm auf dem Kopfe zurecht und wollte vortreten, die so bekannte unangenehme Beschwörungsformel auszusprechen, als sich gerade vor den drei Herren die Flügelthüren des Speisesaals öffneten, und hinter einem hochgehaltenen zweiarmigen Leuchter das ewig lächelnde Gesicht des Herrn Kindermann sichtbar wurde, der, als er hier die eigenthümliche Gesellschaft beisammen fand, vergnügt mit den Augen zwinkerte und seinen Mund spitzte wie ein Karpfen. Dem Ordonnanzoffizier war diese Erscheinung wahrhaft tröstlich, er trat einen Schritt zurück, um ihn vorbei zu lassen, Herr Kindermann grüßte auf's Verbindlichste Seine Excellenz, den Kammerherrn, sowie auch den Herrn von Fernow, jeden einzeln nach den verschiedenen Abstufungen je nach ihrem Range, dann sagte er, als er eben durch die Gruppe dahinglitt, mit einem leise lispelnden Tone: „Seine Hoheit haben sich zum Thee bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin

Elise ansagen lassen. Seine Hoheit werden um neun Uhr dort sein."

Damit wendete er sich erhobenen Hauptes links gegen die kleine Thür, welche auf die geheimen Gänge und Treppen führte, und verschwand dort.

„Verflucht!" sprach der Oberstjägermeister mehr zu sich selber, als zu einem der Anderen. — „Das ist sehr unangenehm," wandte sich der Kammerherr mit leiser Stimme gegen Baron Rigoll. „Was thun wir?" — „Fahren wir nach Hause, das ist offenbar das Klügste." — „Zu mir?" fragte Baron Wenden. — „Ich habe nichts Anderes vor," versetzte der Oberstjägermeister.

„Und du, Fernow?"

„Wenn ein Platz für mich bleibt, so begleite ich dich."

„So wollen wir gehen, wenn es Eurer Excellenz gefällig ist."

Was sollte der Ordonnanzoffizier thun? Blieb er zurück, um das Fräulein aus ihrem Versteck durch den Saal zu geleiten, so war er von der bekannten Wißbegierde des Oberstjägermeisters überzeugt, derselbe werde sich irgendwo placiren, um die Unbekannte zu belauschen. Den Baron Rigoll durfte er also nicht aus den Augen verlieren, wenn er auch dem Kammerherrn nicht auf Befehl des Regenten hätte folgen müssen. Wie schlug ihm jedoch das Herz vor Besorgniß und wieder vor Entzücken, als sie sich der mittleren Fensternische näherten! Wie eilte er, vorbei zu kommen,

als der Baron Wenden zum Oberstjägermeister kicherte und leise sagte: „Hier war es. O, ich täusche mich nicht leicht in so etwas.“

Endlich hatten sie indessen das Ende des Saales erreicht, und als sich die Thür hinter ihnen schloß, athmete der junge Offizier lange und tief auf. Seine Gedanken blieben hinter ihm, und ungesehen von den Andern drückte er seine rechte Hand auf sein heftig schlagendes Herz. Unten vor dem Hauptportale wartete der Wagen der Excellenz. Die drei behalfen sich so gut wie möglich in dem Coupé und erreichten nach einer kurzen Fahrt die Wohnung des Baron Wenden, ein elegantes Garçon-Appartement mit allen dazu gehörigen erdenklichen Bequemlichkeiten und Thorheiten, mit Bildern, Waffen, Statuetten, Fauteuils, Sesseln und den phantasiereichsten Ruheplätzen, mit blühenden Blumen und verblichenen Stickereien. — Eine Partie Whist ward in Vorschlag gebracht.

Das Spiel begann, und da es von drei guten Spielern gespielt wurde, so war es ein vollkommenes Whist. Man hörte nur das Fallen der Karten und das Ansagen der Trics und Honneurs, mit der einzigen Unterbrechung daß man eine Tasse Thee nahm oder eine Cigarre anbrannte. Baron Rigoll wollte eben seinen Platz gegenüber dem Strohmann nehmen, als der Kammerdiener des Hausherrn eintrat und eine Visitenkarte überbrachte, die eben draußen ein Herr für Seine Excellenz abgegeben. Der

Oberstjägermeister warf einen Blick auf dieselbe und schien überrascht, fast erschreckt. Er erhob sich augenblicklich von seinem Stuhle und fragte; „Wo ist der Fremde?“ — „Er wartet draußen im Vorzimmer,“ antwortete der Bediente.

Seine Excellenz reichte dem Kammerherrn die Karte mit einem vielsagenden Blicke über den Tisch und sprach: „Sie werden mir erlauben, daß ich den Herrn bei Ihnen empfange. Ein genauer Bekannter von mir, Graf Hohenberg,“ fügte er gegen den Offizier gewendet hinzu. Nach diesen Worten war er hinausgeeilt und kehrte gleich darauf mit dem Angemeldeten zurück, worauf die gewöhnliche Vorstellung stattfand.

Der Angekommene war ein Mann vielleicht an den Vierzigen, mit einem klugen, aber etwas verlebten Gesicht. Seine Figur war schlank und elegant; er trug einen militairischen Schnurrbart, und seine Haltung erschien entschlossen und aufrecht. Er grüßte ungezwungen, bat um Entschuldigung, daß er die Herren störe und setzte hinzu, er bedaure das um so mehr, da er sich nur erlaubt habe, die Wohnung des Baron Wenden aufzusuchen, um den Oberstjägermeister von hier zu entführen.

Baron Rigoll, der gewöhnlich keine großen Umstände machte, hielt sich dem Fremden gegenüber außerordentlich verbindlich, fast ehrerbietig. Auch er entschuldigte sich flüchtig und entfernte sich alsdann mit dem Grafen.

Herr von Fernow war nicht betrübt darüber, daß das Spiel aufhörte, er lehnte sich in seinen Fauteuil zurück, blies die Rauchwolken seiner Havanna vor sich in die Höhe und überlegte, ob er jetzt seinen unangenehmen Auftrag auf Umwegen mittheilen oder mit der Thür ins Haus fallen solle. Der Kammerherr blickte in tiefe Gedanken versunken in die Lichter auf dem Tisch. — „Kanntest du den Herrn, der eben da war?“ fragte endlich der Offizier. — „Ich habe von ihm gehört,“ versetzte Wenden. — „Woher?“ — „Ich glaube aus S.“ — „Und wird länger bleiben?“ — „Je nach Umständen.“

„Hast du noch Lust,“ sagte Herr von Fernow nach einem kurzen Stillschweigen, „mich über eine nicht unwichtige Sache anzuhören?“

„Eigentlich bin ich müde,“ versetzte der Kammerherr gähnend.

„Nach der Tafel hatte ich eine zufällige Audienz beim Regenten.“

„Wie ging das zu?“ fragte der Kammerherr, und nachdem ihm der Offizier die Veranlassung erzählt hatte, auf welche er das Kabinet betreten: „Was wollte er?“

„Davon später. Zunächst plauderte er mit mir, fragte mich um meine Verhältnisse, und ich erlaubte mir, ihn darüber aufzuklären, weßhalb ich im Avancement zurück und noch nicht unter die wirklichen Adjutanten eingereiht sei.“

„Und das nahm er freundlich auf?“ — „Auf's Freundlichste.“

„Siehst du, der Augenblick des Glücks!“

„Das habe ich mir auch gedacht. Dann aber kam die Rede auf — dich.“

„Alle Teufel! auf mich?“ versetzte der Kammerherr, vom wohlwollenden und gefälligen Zuhören schnell zur gespanntesten Aufmerksamkeit übergehend. — „Auf mich? Da bin ich doch begierig.“ —

„Ich war es ebenfalls, mein lieber Wenden. Aber nimm mirs nicht übel, ich wollte lieber, er hätte nicht von dir gesprochen.“

„Du bringst mich in eine schöne Aufregung!“ rief erschrocken der Kammerherr. „Treib' mit so was keine Späße! Sei ehrlich und sage die Wahrheit. Sprach er nur so im Allgemeinen über mich oder ging er in Details ein?“

„Ziemlich in Details.“

„Sei verständig, Fernow,“ fuhr der Baron wirklich beunruhigt fort, indem er mit der Hand über seine Stirne strich: „Du bist doch kein Kind und weißt, daß aller Scherz seine Grenzen hat. Nun, ich will es dir verzeihen, wenn du einen schlechten Witz gemacht hast.“

„Ich habe aber keinen schlechten Witz gemacht.“

„Dann sprich in Gottes Namen,“ bat kleinlaut der Kammerherr, wobei er in stiller Resignation in seinen Fauteuil zurücksank und die Cigarre neben sich auf den Spieltisch legte.

„Seine königliche Hoheit gab mir einen Auftrag an dich.“

„Den du mir als Freund ausrichten sollst?"

„Nicht so ganz. Vielmehr als Ordonnanzoffizier."

„O—o—oh! Das könnte mich völlig überraschen. Aber sprich nur, sprich, ich bin auf Alles gefaßt, obgleich ich keine Ahnung habe, was Seine Hoheit an mir auszusetzen belieben."

„Denke an den kleinen Papierstreifen."

„Nun?" rief der Baron, indem er emporfuhr und seinen Freund wie athemlos anstarrte.

„An deine Unterredung mit der Prinzessin Elise. — Seine Hoheit scheint das mißliebig bemerkt zu haben; aus welchem Grunde? davon habe ich freilich keine Idee; du weißt das vielleicht besser als ich."

„Ich weiß gar nichts!" rief heftig der Kammerherr. „Aber nun deinen Auftrag! Deinen Auftrag!"

„Es wird mir schwer, ihn auszurichten. Seine Hoheit, obgleich nicht ungnädig für dich gesinnt, läßt dich ersuchen, ein paar Tage zu Hause zu bleiben — du kannst ein Unwohlsein vorschützen — und nicht eher wieder im Schlosse zu erscheinen, bis der Regent dich dazu auffordert."

„Eine Ungnade! Eine Ungnade!" jammerte aufspringend der Kammerherr. „Wer hat mir das gethan?" Und verschwunden auf einmal war die classische Ruhe, die er so gerne zur Schau trug; verschwunden das süße und gleichförmige Lächeln seines Mundes, ja, sein ganzes Gesicht,

das sonst wie der Spiegel eines stillen aber tiefen Wassers aussah, arbeitete jetzt nach allen Richtungen; die Wogen seiner Gedanken schienen über ihre Ufer schlagen zu wollen.

„Alterire dich nicht so entsetzlich," sprach begütigend der Ordonnanzoffizier, indem er ebenfalls aufstand. „Das ist für einen oder zwei Tage. Du kennst meine Freundschaft für dich. Ich glaube, daß ich mir selbst erlauben darf, den Regenten morgen, übermorgen an dich zu erinnern."

„So hoch stehst du in Gunst?" fragte Baron Wenden.

„Es wäre möglich," entgegnete Herr von Fernow.

„In der That, dann hast du gut zugegriffen," rief Baron Wenden in grade nicht freundschaftlichem Tone. „Aber thu mir die Liebe und laß mich jetzt allein. Ich bin zu aufgeregt, zu außer mir, selbst für deine Gesellschaft."

„Ein Philosoph wie du!" sagte der Andere. „Was kümmert dich eine vorüberziehende Wolke am Hofhimmel! Hat sich doch deine Theorie glänzend bewährt."

„Zum Teufel mit meiner Theorie! Sie hat mich ins Gesicht geschlagen, diese Theorie. Ich glaubte den Augenblick des Glückes zu erfassen — es war der Augenblick des Unglücks. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht denn. Ich werde morgen nach dir sehen!" Damit trennten sich die Freunde, und während der Eine

von finsteren Gedanken bewegt, hastig im Zimmer auf und ab schritt, trat der Andere glücklich, selig vor das Haus, und als er an den klaren Nachthimmel hinausblickte, dachte er an den leisen Druck ihrer Hand, der lauter zu seinem Herzen gesprochen, als tausend Worte es vermocht, und sprach mit einem innigen, herzlichen Gedanken an sie: „Das war der Augenblick des Glücks!“

Achtes Kapitel.

Ein photographisches Atelier.

Wenn ich mir erlaube, dem geneigten Leser zu sagen, daß ein Bild aus Licht und Schatten besteht, sowie, daß unser Leben aus Contrasten zusammengesetzt ist, so wird er um so eher und bereitwilliger glauben, als ich ihm hiermit keine neue Wahrheit verkündige, er dasselbe vielmehr täglich und stündlich schon selbst erfahren hat. Daß sich die Contraste berühren, und ebenso gut wie vom Erhabenen zum Lächerlichen, so auch von Glanz, Pracht und Herrlichkeit zu Armuth und Elend oft nur ein kleiner Schritt ist, das haben wir ebenfalls Alle sattsam erfahren, und wird mir nun ferner auch der geneigte Leser auf's Wort glauben, wenn ich ihm versichere, daß das Haus mit der Wohnung des Baron Wenden, so elegant und vornehm es sich auch von der Vorderseite präsentirte, doch hinten an eine finstere, stille Gasse stieß, welche es gleichsam vom Verkehr wohlhabender und vornehmer Leute förmlich absperrte. Ja, dieses

Haus mit einer trotzigen unverschämten Breite und Höhe nahm der armen Gasse einen guten Theil der so nothwendigen Lebensbedingungen: Luft, Licht und Sonne. Daher mochte es denn auch wohl kommen, daß sich die alten Häuser mit ihren hohen Giebeln kummervoll vorwärts geneigt hatten, als wollten sie so viel wie möglich in die Straße hineinragen, um an dem bischen Sonnenlicht, das in gewissen Stunden fast wie spottend an den grauen Mauern dahinfuhr, nach besten Kräften Theil zu nehmen.

Wollten wir den verschiedenen Wohnungen in dieser Gasse einen Besuch machen, so würden wir so viel Stoff finden, daß die Bearbeitung desselben am Ende langweilig werden könnte; auch würde es sich nicht mit dem Titel unserer wahrhaftigen Geschichte vereinigen lassen, in den meisten dieser Häuser zu verweilen; denn da würden wir von Augenblicken des Glücks sehr wenig erfahren, wohl aber von Stunden, langen Jahren, ja ganzen Menschenaltern des Unglücks.

Eines dieser alten Häuser aber, das größte in seiner Art, das stattlichste gehört in den Bereich dieser Geschichte, und muß sich der geneigte Leser schon unserer Leitung anvertrauen, um mit uns fünf der ziemlich dunkeln, holperigen und ächzenden Treppen hinaufzuklettern. Warum wir gerade im obern Stockwerk anfangen, wollen wir nicht verschweigen. Wir befinden uns hier oben im untern Theil des Dachgiebels, der nach Norden zeigt, haben, was den

unteren Etagen völlig abgeht, eine ziemliche Aussicht auf die umherliegende Stadt, d. h. auf einige Tausend Dachseiten und doppelt und dreifach so viele Schornsteine. Da es Vormittags gegen zehn Uhr ist, so sind die zahlreichen Kinder, die das Haus beherbergt, in der Schule oder sonstwo bei der Arbeit beschäftigt, weßhalb das große Haus ziemlich ruhig daliegt. Unten feilt freilich ein Schlosser, im ersten Stock klopfen Schuhmacher, wir hören auch im zweiten Stock eine scheltende Weiberstimme, aber alles das verhallt in dem großen Bau, und wenn wir noch eine Treppe höher steigen in den vierten Stock, so vernehmen wir wenig mehr von der Feile, dem lederklopfenden Hammer und dem scheltenden Weibe. Dagegen klingt eine helle und frische Mädchenstimme an unser Ohr, und wenn sie singt:

Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein,
Hangen und bangen in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele, die liebt,

so sagt uns die ungekünstelte, herzliche Art, mit der sie ihr Lied vorträgt, daß ihr Herz weiß, was sie singt, daß ihr Herz zuweilen schneller schlägt, und daß sie glücklich in ihrer Liebe ist. An der Thür, hinter welcher die Mädchenstimme ertönt, lesen wir auf einem Stück Papier, das dort angeklebt ist: „Wittwe Weiher besorgt alle Arten Strohflechterei.“

Die Stimme klingt so frisch und jugendlich, daß wir gern hineintreten möchten, uns einen Strohhut zu bestellen oder ein Cigarren-Etui zu kaufen; doch treibt uns der Gang dieser wahrhaftigen Geschichte noch eine Treppe höher hinauf, und wenn wir nun in dem fünften Stock angelangt sind, stehen wir vor einer andern Thür mit der Aufschrift: „Photographische Anstalt von Heinrich Böhler.“

Hier, wie im Palaste des Fürsten, haben wir die Macht, ungehindert und ungesehen einzutreten. Wir kommen in ein geräumiges Zimmer, dessen schiefe Decke an der einen Seite anzeigt, daß sie in das Dach hineinragt. Vor uns haben wir ein großes Fenster, an dessen Einfassung und Scheiben wir deutlich ersehen, daß dasselbe erst in jüngster Zeit zum Gebrauche des photographischen Apparats eingesetzt wurde. Die andern Fenster im Hause mit ihren kleinen staubigen Glasscheiben haben sich auch bedeutend über den unverschämten Eindringling geärgert, denn je heller und goldener der letzte Strahl der Abendsonne diesen in seiner Höhe vergoldet, um so mürrischer und unzufriedener blicken alle andern Fensteröffnungen alsdann auf die dämmerige Straße.

Das Gemach hat weiße Kalkwände und ist sehr bescheiden möblirt. Gegenüber dem großen Fenster steht der Ofen, neben diesem ein breiter tannener Tisch, und ein paar eben solche Stühle, sowie ein ähnlicher Kasten vollenden die Einrichtung. Neben dem Fenster befindet sich

dagegen eine kleine Ecke eleganter, fast reicher Ausstattung. Da ist ein erhöhter Fußboden mit einem Stückchen Teppich von spanischen Wänden umgeben, die mit alten seidenen Vorhängen malerisch drapirt sind. Auch sehen wir hier einen geschnitzten Eichenholzstuhl, ein rundes Tischchen mit gedrehtem Fuß und auf demselben eine große Vase mit Blumen. Vor dieser Ecke steht der photographische Apparat auf einem Stativ, jetzt bedeckt mit einem dunkeln Tuche, welches das geheimnißvolle Glasauge verhüllt, mit dem die gespensterhafte Maschine ihr Opfer anstiert, um es alsdann in erschreckender und oft auch in erschrecklicher Aehnlichkeit wieder zu geben. Ja, sie ist verhüllt wie in der Menagerie der Käfig des Basilisken oder die große Schlange mit den bezaubernden Augen; denn dem photographischen Apparat ist vielleicht eben so wenig zu trauen, und wenn er unbedeckt dastände, wer bürgt dafür, daß ihm nicht auf einmal einfiele, Gegenstände aus dem Zimmer oder der Nachbarschaft in sich aufzunehmen und auf seine Weise zu bearbeiten, die sich nicht immer für die Oeffentlichkeit eignen. An den Wänden hingen, theils in Rahmen, theils mit kleinen Nägeln aufgeheftet, photographische Arbeiten, von denen einige sehr gelungen genannt werden konnten; andere aber, namentlich solche, wo sich mehrere Personen auf einem Blatte befanden, waren in den Stellungen verfehlt, und es zeigten die Figuren, wie bei vielen Arbeiten der Art, das seltsame Bemühen sich so unnatürlich wie immer

möglich zu halten und so krampfhaft auszusehen, so schmerzlich zu lächeln und den Beschauer so stier anzublicken, daß man nicht umhin kann, an plötzlich ausbrechenden Wahnsinn, an Schlagflüsse oder dergleichen zu denken.

Künstlerisch schön aufgefaßt war dagegen das Portrait eines jungen Mädchens, welches selbst von der gespensterhaften Maschine mit Liebe wieder gegeben worden zu sein schien. Dies Blatt mehrmals vervielfältigt, war ohne alle Retouche und gab trotzdem ein sehr liebliches Bild, das von einer wunderbaren Aehnlichkeit sein mußte. Das junge Mädchen, obgleich im einfachen Hauskleide, zeigte eine prachtvolle Gestalt; sie hatte den Kopf etwas erhoben und schien mit ihren hellen klaren Augen in die Höhe zu blicken. Es war als lauschte sie etwas Angenehmem, so war der Ausdruck ihres Gesichts und das drückten die leicht geöffneten feinen Lippen aus. Ihr rundes Gesicht war umgeben von reichem, kunstlos und doch ungemein kokett aufgestecktem Haar. Sie ließ die zusammen gelegten Hände herabhängen und hielt zwischen den Fingern etwas, das wie ein Bouquet ausschaute; bei näherem Betrachten aber sah man, daß es eine kunstreich gearbeitete Strohschleife war. Einmal befand sich dieses Portrait an der Wand in einem schönen aus Holz geschnitzten Rahmen; und wo dieser am Nagel hing, da bemerkte man einen Strauß vertrockneter Feld- und Waldblumen mit zierlichen Gräsern, die so über das Portrait hereinnickten, daß man glauben konnte, die klaren



Augen des Mädchens blickten nach ihnen, und wenn man sich dieser Phantasie hingab, so konnte man auch den zufriedenen glücklichen Ausdruck ihres Gesichtes verstehen, in dem die Erinnerung einer glückseligen Stunde lag.

Im Zimmer befinden sich drei Personen, an dem Tannentisch sitzt eine alte, einfach, aber reinlich gekleidete Frau mit einem guten Gesichte, auf dem sich Zufriedenheit und Wohlwollen abspiegeln. Man sieht ihr an, daß sie gern lacht und daß die kleinste Veranlassung im Stande ist, sie in eine heitere Stimmung zu versetzen. Der Besitzer der photographischen Anstalt, Herr Heinrich Böhler, befindet sich ebenfalls an dem Tische, und daß er der Sohn seiner Mutter ist, sehen wir an der außerordentlichen Aehnlichkeit zwischen Beiden.

Er ist ein kräftig gewachsener schlanker junger Mann von vielleicht sechsundzwanzig Jahren, mit einem hübschen offenen und ehrlichen Gesichte, hellblondem, lockigem Haar, auf welches er etwas zu halten scheint, denn es ist sorgfältig gescheitelt, und die überall natürlich emporsteigenden krausen Locken sind mit Sorgfalt um Stirn und Schläfe geordnet.

Die dritte Person sitzt an einem besonderen Tische in der Nähe des Fensters, ebenfalls ein junger Mann von gleichem Alter wie der Photograph, aber von der Natur sehr stiefmütterlich behandelt. Sein Gesicht ist gelb und hager, von schwarzen gerade herabhängenden Haaren beschattet, seine Figur klein und dürftig, und was bei anderen

gerade gewachsenen Menschen wie eine gewölbte Brust aussieht, erscheint bei ihm als Höcker, der so weit vortritt und so hoch hinaufragt, daß er fast sein spitzes Kinn darauf stützen könnte. Obendrein ist seine linke Schulter höher als seine rechte, und da er diesen Mangel durch eine gezwungene Haltung zu verdecken sucht, so gibt ihm das etwas Geziertes, welches widerwärtiger erscheint, selbst als sein krüppelhafter Körperbau. Der kleine Mann ist Maler, retouchirt die Photographieen, wo es verlangt wird, und malt den jungen Damen auf den Daguerreotypen rothe, schwindsüchtige Backen. Da er den Kopf selbst bei der Arbeit immer etwas auf die linke Seite geneigt trägt, so mag es wohl daher kommen, daß er sich angewöhnt hat, mit seinen Augen Alles von unten herauf zu betrachten, wodurch sein Gesicht einen lauernden Ausdruck erhielt. Leider aber sind wir gezwungen hinzuzusetzen, daß dieses lauernde, unstäte Aufblicken in seinem Charakter begründet und anfänglich wohl aus dem Mißtrauen entstanden war, das ihn gegen alle gerade gewachsenen und von der Natur besser behandelten Menschen erfüllte. Vielleicht hatte er auch als Kind von Lust, Glück und Liebe geträumt; vielleicht hatte er sich sogar später, seiner verkümmerten Gestalt noch nicht recht bewußt oder im verzweifelten Wagniß einem geliebten Wesen genähert und war durch ein sonderbares Lächeln aus allen seinen Himmeln gestürzt worden, tief hinab in die Finsterniß eines zerstörten Gemüthes, wo

ihm alsdann Zähneknirschen und krampfhaftes Zusammenballen der Hände Linderung und Labsal war. Letzteres, das krampfhafte Schließen der Hände, hatte er beibehalten, und wenn er sprach, so zuckten seine Finger auf und zu und er hob sie meistens gegen sein Gesicht, als sollten sie ihn in seinen Reden unterstützen. Vielleicht war es auch Eitelkeit, daß er so that, denn die Natur, die ihm sonst alles versagt, hatte ihm eine wunderschöne, feingeformte weiße Hand verliehen. — Herr Krimpf, der kleine Maler, saß da und zeichnete; die alte Frau Böhler strickte an ihrem Strumpfe, und der Photograph hatte eine Glastafel vor sich, in den Putzrahmen eingespant, die er mit einem feinen Tuch polirte und zuweilen anhauchte, um zu sehen, wo irgend noch ein fettiges Theilchen sitzen geblieben war. Wir müssen hierbei erwähnen, daß Herr Böhler die Lappen, womit er das Glas putzte, auf eine eigenthümliche Art hielt, was daher kam, weil er sich durch einen unglücklichen Zufall den Zeige- und Mittelfinger vor nicht langer Zeit schwer verletzt hatte.

„Heute scheint wieder einmal Niemand zu kommen," sagte er, indem er die alte Frau anblickte; „doch will ich nicht darüber klagen, denn wenn es bei uns wie im Bäckerladen ginge, so würde ich ja am Ende noch ein reicher Mann werden, und daran denke ich doch wahrhaftig nicht."

„Es ist noch früh," sprach Frau Böhler, „die Leute

kommen ja meistens um die Mittagsstunde, da soll das Licht am besten sein, wie du immer sagst."

Herr Krimpf am Fenster wandte seinen Kopf noch mehr auf die linke Seite, als wolle er seine Arbeit auch in einiger Entfernung betrachten; dann ließ er sich nach einer kleinen Weile vernehmen: „Die Concurrenz thut's, die große Concurrenz. Auf dem Marktplatz, in der Finken- sowie in der Rosenstraße haben sich seit einigen Tagen neue Photographen niedergelassen. Der am Markt hat ein prachtvolles Atelier gebaut, ganz von Glas und Eisen."

„O, wir haben hier oben auch ein gutes Licht," warf der Andere hin; „ganz Norden und keine Mauern hinter uns, die Reflex geben."

„Dazu," fuhr Herr Krimpf fort, „hat der am Markt einen eleganten Salon eingerichtet, wo Damen und Herren warten können, auch einen gewandten Bildhauer engagirt, der die schönsten Stellungen angibt."

„Nun, einen Salon haben wir freilich nicht," entgegnete der Photograph, „und was den Bildhauer anbelangt, so glaube ich, daß sich Eure Stellungen damit messen können. Ihr müßt doch gestehen, Krimpf, daß wir in der letzten Zeit ganz famos gelungene Sachen gemacht haben."

„Sehr schöne Sachen," bekräftigte die alte Frau, und damit nahm sie die Nadel, welche sie gerade abgestrickt hatte, in die rechte Hand und zeigte auf das Portrait des

jungen Mädchens. „Gibt es wohl was Besseres bei allen Photographen, als das Bild der Rosa?"

Herr Böhler hielt, als die Mutter so sprach, mit dem Reiben auf der Glasscheibe inne und blickte ebenfalls freundlich lächelnd zu dem Bilde des jungen Mädchens empor. „Ja, das ist sehr gelungen," sprach er halblaut.

Herr Krimpf hatte ebenfalls herübergeschielt, und ein Lächeln, von dem man nicht wußte, bedeutete es Schmerz oder Freude, zuckte um seinen breiten Mund, zu dem sich die Finger erhoben. „Das ist in der That sehr gelungen," sagte auch er, „und wenn man das öffentlich ausstellen könnte, so wäre das Portrait allein im Stande, uns eine Menge Kundschaft herbeizuziehen."

„Nein, nein, das würde ich nie zugeben," fiel ihm der Photograph eifrig in's Wort, „selbst wenn sich Rosa dazu entschließen könnte."

„O, seid ganz unbesorgt," warf der Andere schnell ein, während er sich auf seine Malerei niederbückte, „die wird sich nie dazu entschließen, selbst wenn es den größten Vortheil brächte. Was bekümmert sich das hochmüthige Mädchen um Eure Kundschaft, um Euer Fortkommen."

Frau Böhler hatte bei diesen Worten den Kopf geschüttelt, und zum ersten Mal nahm ihr Gesicht einen ernsten Ausdruck an. „Krimpf, Krimpf," sagte sie alsdann, „das ist ein Punkt, wo Ihr immer bösartig werdet, und wovon Ihr doch wahrhaftig nichts versteht."

„Sieht man nicht auch Prinzessinnen und Gräfinnen an den Schaufenstern ausgestellt?“

„Daß sich eine vornehme Dame nichts daraus macht, von der Menge angegafft zu werden, begreife ich vollkommen. Wenn sie im Theater und im Concert mit ihren Spitzen und Brillanten sitzen, so müssen sie es auch leiden, daß Tausende von Augen sie so lange anschauen, als es ihnen beliebt. Aber mit einem jungen bescheidenen Mädchen, die von der ganzen Welt nichts will, ist das doch was ganz Anderes. Nehmt mir's nicht übel, Krimpf, wenn Ihr eine Schwester hättet —“

„Oder eine Geliebte,“ sagte giftig der Maler.

„So möchtet Ihr es auch nicht haben,“ fuhr Frau Böhler fort, ohne auf diese Worte zu achten, „daß sie Jedermann anstarrte und fragte: wer ist denn das Mädchen? Wie heißt sie? Was thut sie? Wo wohnt sie?“

„Nun, was das anbelangt,“ entgegnete der Maler nach einem kleinen Stillschweigen, „so stellt Mamsell Rosa ihr Licht auch nicht gerade unter den Scheffel und läßt sich gehörig auf der Straße sehen.“

„Ja, wenn sie ausgehen muß oder mit ihrer Mutter im Schloßgarten spaziert,“ bemerkte der Photograph in etwas gereiztem Tone und rieb seine Glasscheibe heftiger als nothwendig gewesen wäre.

„Der Effect ist derselbe,“ fuhr Herr Krimpf hartnäckig fort. „Ich bin ihr schon oft begegnet und habe häufig ge-

hört, wie der oder jener Lieutenant oder sonst ein junger Herumtreiber fragte: Wer ist denn das schöne Mädchen? Wie heißt sie? Was thut sie? Wo wohnt sie?"

„Und wenn Einer wirklich auch so was gefragt hat;" erwiderte der Photograph ärgerlich, „so hat doch Rosa gewiß niemals Anlaß dazu gegeben. Könnt Ihr das anders sagen?" fuhr er nach einer Pause fort, da der Maler sich achselzuckend über seine Arbeit niederbeugte; „hat sie je einen von Euern Herumtreibern angesehen oder durch ihr Betragen herausgefordert, daß er sich nach ihr umschaue und frage: Wer ist sie? Wo wohnt sie?"

Herr Krimpf betrachtete die Arbeit, die vor ihm lag, so angelegentlich, als habe er in der ganzen Welt für sonst gar nichts Sinn. Er nahm auf's Gleichmüthigste einen anderen Pinsel und suchte lange nach einem schönen Blau, um das Kleid der Dame, die er eben retouchirte, zu lasiren, und erst als er fand, daß die gesuchte Farbe passend war, nickte er befriedigt mit dem Kopfe und warf dann leicht hin.

„Ich muß selbst gestehen, daß Mamsell Rosa auf der Straße in der That Keinem eine Veranlassung gibt, sich um sie zu bekümmern oder ihr nachzugehen."

Hätte er das „auf der Straße" nicht so hoch betont! Aber er that es und so stark, daß selbst die alte Frau ihren Kopf schüttelte und ihr Sohn nicht unterlassen konnte zu entgegnen: „Krimpf, Ihr habt so ausdrucksvoll gesagt, Rosa

gebe auf der Straße keine Veranlassung, daß man ihr nachsehe und sich um sie bekümmere, sie betrage sich auf der Straße nicht auffallend! Also vielleicht sonstwo, wenn auch gerade nicht auf der Straße?"

Herr Krimpf zuckte abermals mit den Achseln, spitzte seinen Mund und hielt den Nagel des Daumens seiner rechten Hand gegen das Licht, um eine gemischte Farbe zu betrachten, die er darauf gesetzt hatte, während er sagte: „Seht, lieber Böhler, das ist das alte Kapitel. Da brauch' ich nur ein unschuldiges Wort zu sagen, daran klammert Ihr Euch, setzt mir so zu sagen die Pistole auf die Brust, und wenn ich mir dann erlaube, irgend eine Bemerkung fallen zu lassen, so heißt es, ich suche Streit und Unfrieden."

Die alte Frau winkte ihrem Sohne mit den Augen, das Gespräch fallen zu lassen, doch schien dieser es nicht bemerken zu wollen, und man sah deutlich, daß er sich in einer großen Aufregung befand, der er sich vergeblich bemühte, Herr zu werden. Sein Auge glänzte, und eine flammende Röthe lag auf seinem Gesichte, während er die Lippen heftig zusammenpreßte.

„Ich wollte nämlich sagen," fuhr Herr Krimpf gleichmüthig fort —

„O, sagt lieber gar nichts," unterbrach ihn rasch die alte Frau. „Kann es Euch denn eine Freude machen meinen Sohn mit Sachen zu alteriren, von denen Ihr selbst

am Besten wißt, daß sie nur in Eurem Kopfe entstanden sind?“

Es war ein eigenthümliches, fast süßes Lächeln, mit dem der Maler jetzt zu der alten Frau hinübersah. Es war ein Lächeln, welches sagen zu wollen schien: Gute, arglose Seele, wie bedaure ich dich aus dem Grunde meines ehrlichen Herzens! Dann zuckte seine rechte Hand nach dem Munde empor, und seine Finger berührten diesen leicht, als wollte er sich selbst Stillschweigen auferlegen, worauf der Pinsel auf dem Papier wieder gleichförmig seine Linien beschrieb.

„Nein, nein, er soll reden!“ sagte bestimmt der Photograph; „aber er soll mit geraden Worten reden. Krimpf, ich halte große Stücke auf Euch; nur in diesem Einen Punkte geht Ihr nicht ehrlich mit mir um. Ich weiß wohl, was Ihr wollt. Ihr könnt mir keine Thatsachen berichten. Ihr habt nur böse Bemerkungen gegen das Mädchen, und doch könnt Ihr mir glauben, Krimpf, daß ich Euch in der That sogar dankbar wäre, — wenn —“. Das Letzte sagte er mit unsicherer, gepreßter Stimme, wie Jemand, der sich vor seinen eigenen Worten scheut; auch war er nicht im Stande, den Satz zu vollenden.

„Laß dir doch keine Grillen in den Kopf setzen,“ sprach die alte Frau; „du weißt ja, was er dir sagen will. Gott der Gerechte! Und wenn sie hie und da auch einmal einen Blick hinüberwirft nach dem Fenster des großen

Hauses, was thut so ein Blick? Habe ich in meiner Jugend doch auch meine Augen nicht immer zugeschlossen, und bin doch eine brave Hausfrau geworden, das kann ich mir wohl nachsagen. — Ach was, so ein Blick!“

„Es liegt ein großer Unterschied in der Art, wie man Blicke sendet,“ meinte Herr Krimpf.

„So wollt Ihr also sagen, daß Rosa da hinüber Blicke sendet, wie sie sich für ein junges Mädchen nicht ziemen?“ fragte Herr Böhler.

„Wie es sich für ein junges Mädchen nicht ziemt, will ich grade nicht sagen, aber,“ setzte er langsam und bedächtig hinzu, „wie es sich vielleicht für ein junges Mädchen nicht ziemt, die schon einen Liebsten, so zu sagen, einen Bräutigam hat, und wie es sich für ein junges Mädchen aus unserem Stande einem Manne jenes Standes gegenüber gewiß nicht paßt.“

„Krimpf,“ rief jetzt heftig der Photograph, „entweder, oder! Laßt Eure schlimme Reden oder sagt mir gerade heraus, was Ihr denkt und wißt.“

„Bosheiten, nichts als Bosheiten,“ flüsterte leise die alte Frau.

„Nun?“ fuhr ihr Sohn gegen den Maler los, da dieser schwieg.

„O, das ist sehr einfach,“ antwortete Krimpf, „und ich sage nie etwas, wozu ich nicht meine Gründe habe. — Es gibt gewisse Stunden im Tage,“ fuhr er in so gleich-

gültigem Tone fort, als begönne er eine Geschichte: Es war einmal ein König, der hatte eine schöne Tochter, — „es gibt gewisse Stunden, wo Mamsell Rosa ihr Fenster öffnet und sich an demselben sehen läßt. — Wißt Ihr, das Fenster ist gerade unter uns, also kann es Euch nicht gelten. Da an's Fenster stellt sie sich, doch ehe sie sich hinstellt, singt sie vorher, und sie hat eine schöne Stimme und kann sehr laut singen. Habt Ihr sie vorhin singen hören?“ fragte er mit seinem fatalen, lauernden Lächeln.

„Ja, ich habe sie gehört,“ sagte der Andere mit fast tonloser Stimme.

„Nun also,“ sprach Herr Krimpf mit dem ruhigsten Tone von der Welt weiter, „dann wette ich hundert gegen eins, daß sie sich jetzt am Fenster etwas zu schaffen macht.“

„Und wenn dem so wäre,“ mischte sich die alte Frau gereizt in's Gespräch, „wollt Ihr dem jungen Mädchen verbieten an's Fenster zu treten und frische Luft zu schöpfen?“

„Ich? Ganz und gar nicht. Ich will ihr überhaupt nichts verbieten. O, wenn Ihr nur einmal begreifen wolltet, wie ehrlich ich es mit Euch meine. Nicht wahr, wo ich hier sitze, bin ich nicht im Stande in die Nachbarschaft zu sehen? Das werdet Ihr mir zugeben. Was ich also jetzt sagen will, kann ich nicht vorher gesehen haben. Unserem Hause gegenüber liegt, wie Ihr wißt, das große Palais, das mit seiner Pracht und Herrlichkeit unsere arme dunkle

Gasse so zu sagen absperrt und uns verhindern will, mit der vornehmen Welt, die dort wohnt, in gar zu nahe Berührung zu kommen. Aber diese vornehme Welt," fuhr er boshaft fort, „kommt doch zuweilen gern mit uns in Berührung. Also im ersten Stock drüben ist ein Fenster, grade dem der Frau Wittwe Weiher gegenüber; der Gesang ist verstummt, Rosa steht am diesseitigen Fenster und am jenseitigen befindet sich, oder meine Ahnung müßte mich trügen, ein junger Herr, wahrscheinlich im rothseidenen Schlafrock, da es noch früh ist. Er blickt angeblich in unsere schlechte Gasse, vielleicht vermittelst seines Opernglases, vielleicht auch nur so, und treibt allerlei kleine Thorheiten. Er legt die Finger an den Mund oder drückt ein Blumenbouquet, das er neben sich hat, an die Lippen, fächelt sich vielleicht auch mit seinem Schnupftuche Kühlung zu — —"

Schon bei den ersten Worten, die Herr Krimpf sprach, wollte sich der Photograph hastig erheben, doch legte ihm die alte Frau ihre Hand auf den Arm und ihr Blick bat ihn, ruhig zu bleiben. Als aber der Maler in seiner boshaften Art alle die Einzelnheiten berichtete, da ließ es den Andern nicht länger auf seinem Stuhle, er sprang in die Höhe, holte tief und heftig Athem und trat an eine Stelle des Zimmers, wo er das gegenüberliegende Haus ins Auge fassen konnte.

Herr Krimpf blickte nicht einmal zu ihm empor, vielmehr malte er ruhig an seinem Bilde und sagte nach einer Pause: „Hab' ich Recht oder Unrecht?"

Auch Frau Böhler war hinter ihren Sohn getreten, und das sonst so wohlwollende Gesicht der alten Frau hatte sich finster überzogen. Daß Jemand drüben am Fenster war, darin hatte der Maler allerdings Recht; und wenn der geneigte Leser mit uns hinüberschauen will, so bemerkt er einen der Fensterflügel im ersten Stock geöffnet; an demselben steht ein Fauteuil, und auf diesem ruht ein junger Mann in rothem Schlafrock, der den Arm auf die Brüstung gestützt hat, den Kopf in die Hand gelegt, und zwar so, daß der Zeigefinger derselben an seinen Lippen ruht. Der junge Mann am Fenster hat sein blondes Haar glatt an den Kopf gestrichen, Kinn und Wangen sind sorgfältig rasirt, den feinen Mund hat er lächelnd zusammen gezogen, und die lebhaften Augen fixiren sich scharf auf einen Punkt ihm gegenüber. Der junge Mann im Schlafrock ist unser Bekannter, der Kammerherr von Wenden, der sich in seinem Hausarrest außerordentlich langweilt und sehr vergnügt zu sein scheint, in der Nachbarschaft ein vorübergehendes Amusement gefunden zu haben.

Der Photograph fuhr mit der Hand heftig in sein lockiges Haar und preßte sie dann an seine Stirn; — der junge Mann gegenüber lächelte freundlich herüber, nickte auch leicht mit dem Kopfe, und jetzt kam auch das Blumenbouquet zum Vorschein, von dem der Maler gesprochen. — „Nun?" fragte dieser abermals. „Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Seht, Krimpf," sprach jetzt die alte Frau mit erzürntem Tone, „ich kann nicht begreifen, wie es Euch ein Vergnügen machen kann, meinen Sohn mit so lächerlichen Sachen zu quälen. Was kümmert es die arme Rosa, wenn da drüben wirklich ein junger Mann am Fenster steht und seine Thorheiten treibt? Sie wird nicht nach ihm schauen, wird in ihrer Küche beschäftigt sein oder mit ihrer Strohflechterei. Wie könnt Ihr Euch einbilden, daß sie jetzt gerade auch am Fenster unter uns stehe? Kennt Ihr die alte Weiher so schlecht? Die hat Augen wie ein Falke, und Rosa würde schön ankommen."

„Daß die alte Weiher Augen wie ein Falke hat, daran habe ich noch nie gezweifelt," versetzte der Maler mit einem geringschätzenden Seitenblick; „doch nicht für ihre Tochter. Da ist sie, um in Eurem Gleichniß fortzufahren, blind wie eine Eule, sonst müßte sie die Geschichte schon lange gemerkt haben. Schon lange!"

„Nein, das ist nicht möglich," knirschte der junge Photograph. „Rosa kann nicht am Fenster sein und da hinüber sehen, das kann und wird sie mir nicht anthun. Es ist eine Schande, daß ich nur einen solchen Gedanken hatte. Von Euch finde ich es begreiflich, Krimpf," setzte er in fast verächtlichem Tone hinzu.

„Diese Bemerkung kann mich gar nicht anfechten, ich bin meiner Sache gewiß," flüsterte der brave Krimpf vor sich hin.

„Und ich will mich überzeugen," sagte entschlossen Herr Böhler. „Das Fenster der Schlafkammer ist offen. Wenn ich mich vorbeuge, kann ich hinabschauen, und ich will es denn in Gottes Namen für dieses Mal thun, um den Krimpf zum Stillschweigen zu bringen. Bleibt hier, Mutter," fuhr er fort, als er, sich umwendend, sah, daß ihn die alte Frau begleiten wollte.

„Aber ich sollte eigentlich mitgehen," meinte der Maler, und dabei lächelte er auf ganz eigenthümliche Art und kniff die Augen so zusammen, daß nur noch ein paar Blitze herausschossen; „ich sollte eigentlich mitgehen, sonst ist die Partie vollkommen ungleich."

Der Andere war aber schon in das Nebenzimmer getreten und hatte sich mit klopfendem Herzen dem Fenster genähert. Er wußte nicht wie es kam, daß er nur mühsam Athem schöpfen konnte, und daß das Blut wie im Fieber durch seinen Körper raste. — Jetzt stand er am Fenster. Ehe er aber hinabblickte, faßte er mit der Hand krampfhaft die Brüstung.

O, warum mußte der Maler Recht haben! Warum stand Rosa jetzt gewiß und wahrhaftig am Fenster! Warum lehnte sie sich heraus, daß er deutlich ihr volles, schönes Haar sah, ihren Hals, ja die schlanke Taille und ihre kleine Hand, mit der sie leicht das Fensterkreuz gefaßt hielt und so auf dem erhobenen Arme ihren Kopf ruhen ließ. Er hätte hinausschreien können; er hätte wie ein Kind weinen

mögen, denn er war zu fest überzeugt gewesen, daß Krimpf verleumdet habe. Kein Zweifel, es war Rosa selbst! Wenn er auch nur ihre Fingerspitzen gesehen hätte oder eine einzige Flechte ihres Haares, so hätte er gefühlt, daß sie es sei. Es ward ihm dunkel vor den Augen, und als er jetzt seine Lippen fest aneinander preßte, so schwellte ihm der Athem so heftig die Brust, daß sie zu zerspringen drohte. Also doch! Er blickte auf das Mädchen hinab, und es war ihm, als müsse er sie mit seinen Gedanken in das Zimmer zurückziehen können. Dann sah er neben ihr vorbei in die schwindelnde Tiefe, und es flimmerte seltsam vor seinen Blicken. Er wollte Rosa! rufen, aber er that es nicht. Er blickte auf das gegenüberliegende Haus und sah, wie sich der junge Mann am Fenster unverwandt herüberblickend langsam erhob, wie er dabei die Hand leicht an seine Lippen legte, ja, wie er herüberwinkte. Ach und wie ward dem Späher, als der nun sehen mußte, wie Rosa ebenfalls ihre Stellung änderte, wie sie die Hand und den Arm, auf denen so eben ihr Kopf geruht, langsam herabsinken ließ, und wie sie, ehe sie das that, leicht mit ihren weißen Fingern über das schwarze Haar herabfuhr. — Dann verschwand sie vom Fenster. Er aber oben preßte seine beiden Hände gewaltig gegen die Brust und blickte an den blauen Himmel empor, der ihm mit einem Male stockdunkel erschien und an dem Blitze hin und her fuhren, Blitze aus heiterer Luft, von denen er nicht wußte, woher sie kamen. Er mußte in das

Wohnzimmer zurück, das fühlte er wohl, aber er mußte lange mit sich kämpfen, ehe sein Athem wieder ruhiger ging, ehe seine Augen den sonderbar entsetzlichen Ausdruck verloren hatten, ehe sein Gang wieder gleichmäßig geworden, nicht mehr so schwankend war, als da er vom Fenster wegtrat. Ja, er versuchte zu lächeln, und es gelang ihm, als er nun wieder vor die Beiden im Nebenzimmer trat, wo ihn die alte Frau bestürzt anblickte; denn, wie sie ihm später sagte, habe er zum Erschrecken blaß ausgesehen.

Herr Krimpf hob ebenfalls den Kopf in die Höhe, und auch er lächelte, als er in die entstellten Züge des Photographen blickte. Darauf zuckten seine Finger wie vergnügt nach seinem Kinn und als er sagte: „Nun?“ lag in diesem einzigen Worte ein Hohn, ein Triumph, der unaussprechlich war.

„Nun?“ fragte auch die alte Frau.

„Die Rosa war nicht am Fenster,“ entgegnete der Andere so gelassen als es ihm möglich war. Dabei blickte er besorgt auf den Maler, der aber seinen Kopf so tief über das Papier gebeugt hatte, daß man sein eigenthümliches Grinsen nicht sehen konnte. — „Nein, sie war nicht am Fenster,“ wiederholte er nach einer Pause und einem tiefen Athemzuge.

Ein paar Sekunden lang war es nun auch so still in dem Zimmer, daß das Picken der Schwarzwälder Uhr ein fast unerträgliches Geräusch machte. Dann sagte Herr Krimpf: „Nun, wenn sie nicht am Fenster war, so ist es mir lieb

und ich will recht gern Unrecht gehabt haben. Denn wäre sie am Fenster gewesen," setzte er mit scharfer Betonung hinzu, indem er den Kopf erhob, „so hätte ich Recht behalten, und man müßte dann die Rosa für ein unverantwortlich leichtsinniges Mädchen halten, für ein Mädchen, das nicht werth ist, daß ein braver Mann, wie Ihr, sie liebt. — Darin stimmt Ihr mir bei, nicht wahr, Böhler?"

„Ja — darin," entgegnete der Photograph in einem Tone, dem man deutlich anhörte, wie mühsam und schmerzhaft er hervorgebracht war. — Hierauf schien er aber nicht geneigt, sich noch in weitere Erörterungen einzulassen, sondern ging abermals in das Nebenzimmer, nicht um dort wiederholte Fensterbeobachtungen zu machen, vielmehr setzte er sich so entfernt wie möglich von demselben in eine Ecke der Kammer, barg das Gesicht in beiden Händen und blieb unbeweglich.

Neuntes Kapitel.

Chantons, buvons, traleralera.

Herr Krimpf hatte eine Zeitlang emsig fortgemalt und schien auch mit seiner Arbeit vollkommen zufrieden zu sein. Er betrachtete die Photographie, die er retouchirte, bald von dieser, bald von jener Seite, und während er so den Kopf bald rechts, bald links wandte, summte er in sich hinein eine lustige Melodie, was selten genug vorkam. Bald jedoch schien er mit seiner Arbeit für jetzt aufhören zu wollen, betrachtete das Portrait ein paarmal aus der Entfernung, legte es alsdann zwischen Fließpapier und fing an seinen Pinsel mit großem Geräusche in einem vor ihm stehenden Wasserglase auszuspülen.

Die alte Frau hatte sich mit ihrem Strickstrumpf wieder an den Tisch gesetzt, doch zeigte ihr Gesicht lange nicht mehr den heiteren, wohlwollenden Ausdruck wie früher, bald blickte sie besorgt nach der Kammerthüre, dann einigermaßen entrüstet auf den Maler, der seine Farben zusammengelegt

hatte, einen besseren Rock anzog, der in der Ecke hing, und sich zum Weggehen anschickte. „Es scheint diesen Vormittag Niemand kommen zu wollen," sagte er, „und da will ich einen kleinen Ausgang besorgen. Gegen zwölf Uhr bin ich wieder da, wenn man mich vielleicht doch noch brauchen sollte." Bei diesen Worten hatte er den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft und trat an das Fenster, um einen Blick in die Nachbarschaft zu werfen.

„Ja, ja," murmelte er vor sich, aber doch so laut, daß es die Frau deutlich verstehen mußte, „diese vornehmen Herren! Es ist mir begreiflich, daß ihnen so allerhand verfluchte Geschichten durch den Kopf gehen, da sie doch auf der Herrgottswelt den ganzen Tag so gut wie gar nichts zu thun haben. Möchte das auch 'mal mitmachen."

Hiebei versuchte er, seinen Halskragen aufzurichten, was ihm aber nur an der einen Seite gelang; an der anderen drückte ihn der herabhängende Kopf hartnäckig wieder gegen die Schulter. „Aber das könnt Ihr mir glauben, Frau Böhler," fuhr er nach einer Pause fort, „es ist mir gerade, als hätte mir Jemand was geschenkt, daß die Rosa nicht am Fenster war. Es wäre auf meine Ehre arg gewesen; denn der da drüben ist ein verrufener Patron, darauf könnt Ihr Euch verlassen, und wenn der einmal anbändelt, dann hört er nicht wieder auf, bis er die Schleife fest zugezogen hat. Jetzt behüt' Euch Gott, Frau Böhler, ich komme bald wieder." — Er hatte seinen Hut aufgesetzt

und warf einen Blick in den Spiegel, so verstohlen und scheu, daß man wohl merkte, er fürchtete dort etwas sehr Unangenehmes zu erblicken. Dann lief er mit einer wahrhaft komischen Behendigkeit zur Thür hinaus.

Als er fort war, ließ die alte Frau ihre Hände mit dem Strickzeug in den Schooß sinken, schüttelte den Kopf und sagte in einem betrübten Tone: „Wie der Heinrich verstört aussah! Vielleicht war sie wirklich am Fenster, vielleicht hat der Krimpf Recht, aber das wäre doch gar zu entsetzlich! Nein, nein, so ist die Rosa nicht. Und wenn sie wirklich am Fenster war, bah! so hätte das noch nichts zu bedeuten. So ein junges Mädchen ist ein wenig vorwitzig und naseweis, aber schlimm ist die Rosa nicht, gewiß nicht; davon muß auch der Heinrich überzeugt sein."

Hastig warf sie ihr Strickzeug auf den Tisch und eilte in das Nebenzimmer, als wollte sie ihren Sohn fragen, ob er denn wirklich etwas Schlimmes von Rosa glauben könne, selbst wenn sie am Fenster gewesen wäre. — Der Photograph saß noch immer in seiner Ecke. Die Hände hielt er freilich nicht mehr vor das Gesicht, sondern gefaltet auf seinen Knieen; doch blickte er so starr durch das Fenster an den Himmel empor, daß die Mutter bei seinem Anblick ordentlich erschrack und es kaum wagte, leicht mit den Fingern seine Schulter zu berühren.

Er fuhr wie aus tiefen Träumereien empor, und als er die alte Frau neben sich stehen sah, sagte er mit erzwun-

genem Lächeln: „Ich bin doch recht thöricht, da sitze ich hier in tiefen Gedanken, als wenn Gott weiß was geschehen wäre, und es ist doch im Grunde gar nichts.“

„Nein, es ist gewiß nichts, Heinrich, wahrhaftig nichts,“ entgegnete die alte Frau, „das kannst du mir glauben. Mach dir doch keine so trüben Gedanken.“

Er sah mit einem unendlich trostlosen Blick zu seiner Mutter empor, dann sagte er: „Aber sie war am Fenster.“

„Ich hab' es dir angesehen.“

„Dann hat es mir der Krimpf gewiß auch angesehen, und was er zu mir sprach, war aus lauter Bosheit.“

„Du weißt doch,“ antwortete kopfschüttelnd die alte Frau, „wie der immer gereizt ist und wie es ihm ein Vergnügen macht, andere Menschen mit seinen schwarzen Gedanken zu quälen.“

„Aber sie war am Fenster.“

„Nun ja, laß sie. Man muß ihr das auf eine gute Art sagen. Ich versichere dich Heinrich, ich bin deinem Vater immer eine brave und getreue Frau gewesen, aber als ich noch ein junges Blut war —“

„Da hast du auch so am Fenster gestanden?“ fragte hastig der junge Mann und schaute zu der Mutter empor, als hoffe er Trost in ihren Blicken zu finden.

„Warum denn nicht?“ fuhr diese mit ihrem tröstenden Lächeln fort. „Ich weiß mich noch wie heute zu erinnern, es war während der Kriegszeit, da mußten wir armen

Mädchen überhaupt viel ausstehen; Tag und Nacht keine Ruhe vor dem wilden Gezeug; nun, damals war ich achtzehn Jahre alt und so übel auch gerade nicht. Sie gafften mich an, wie es die jungen Leute von jeher gethan haben und auch nicht lassen werden, so lange die Welt steht und so lange es noch junge Mädchen gibt. — Uns gegenüber lag ein sehr hübscher französischer Kapitain im Quartier. Das war ein Tollkopf, welcher der ganzen Nachbarschaft Besuche machte. Bei uns kam er aber nicht weiter, als bis an die Küchenthür."

„Siehst du, Mutter, das war sehr brav von dir."

„Das Lob verdien' ich nicht — ich hätte gern mal mit ihm geplaudert. Aber um wieder auf mein Kapitel zu kommen, so stand ich auch zuweilen am Fenster und hörte zu, wenn er seine lustigen Lieder sang. Da war eins, das schloß immer mit den Worten: Chantons, buvons, traleralera, und das hatte ich mir leider gemerkt. Leider, sag' ich, denn eines Tags, als wir am Essen saßen, spielte die Musik dies Lied gerade unter unsern Fenstern vorbei, und ich — ich werde das all' mein Lebtage nicht vergessen, wir hatten gerade Klöße und ich einen auf dem Löffel, mit dem ich eben zum Munde fahren wollte — singe so, ohne viel zu denken, die Melodie mit: Chantons, buvons, traleralera. Aber das Traleralera war noch nicht von mir ausgesungen, so erhielt ich von meiner Mutter eine so ungeheure Maulschelle, daß ich nicht wußte, wie mir geschah. Der Löffel

und Alles lag am Boden, und ich selber duckte mich in Erwartung einer zweiten Ohrfeige. So bös' hatte ich die Mutter in meinem ganzen Leben nicht gesehen, als sie nun ausrief: warte du, ich will dich betraleraleraen."

„O die Großmutter war eine rechtschaffene Frau," seufzte der Photograph, worauf Frau Böhler entgegnete: „Laß das nur gut sein, die alte Weiher ist auch nicht links. Aber jetzt komm mit hinüber; laß dein Grübeln, das kann wahrhaftig zu nichts führen. Man muß mit der Rosa reden."

„Nein, das darf man nicht thun," sprach fast erschrocken der junge Mann, indem er aufsprang; „das darf um Gotteswillen nicht geschehen. Ist an der Sache wirklich etwas Unrechtes, und man warnt sie, so wird sie's verheimlichen, und dann wird es noch viel schlimmer. Nein, nein, Mutter, ich will erst die vollständigen Beweise und dann nach Umständen handeln." — Die alte Frau sah ihren Sohn fragend an. — „Dann will ich zu ihrem Herzen sprechen, und wenn es, wie ich zu Gott hoffe, nur eine kindische Eitelkeit ist, die sie antreibt, die Blicke jenes — Herrn zu erwiedern, so werde ich ihr vorstellen, was daraus entstehen kann, und hoffe sie zu überzeugen. Kann ich das Letztere aber nicht, Mutter, so habe ich am Ende nicht viel verloren."

Damit waren Beide in das Wohnzimmer zurückgegangen; der Photograph legte das geputzte Glas bei Seite und machte sich mit den Schalen zu schaffen, worin er seine Silber-

und Natronbäder hatte. Draußen schien die Sonne so prachtvoll, und das Licht war so glänzend, daß es ordentlich schade war, daß gerade in diesem günstigen Augenblicke so gar keine Menschenseele kommen wollte, um sich photographiren zu lassen. Das meinte auch Frau Böhler, und der Sohn pflichtete ihr achselzuckend bei.

„Ich weiß nicht wie es kommt,“ sagte er, „daß es bei mir nie einen rechten Zug nehmen will. Ich will gerade nicht klagen und eben so wenig meine Werke selbst loben; aber bei den Arbeiten, die ich mache, könnte ich doch schon ein Bischen mehr zu thun haben. — Ich habe eben kein Glück.“

Frau Böhler hob den Kopf in die Höhe, und als sie bemerkte, wie ihr Sohn bei diesen Worten die beiden verstümmelten Finger seiner rechten Hand ansah, so schwieg sie seufzend still.

„Gewiß und wahrhaftig kein Glück,“ fuhr er fort. „Wie sauer habe ich es mir werden lassen, mit welcher Liebe habe ich gearbeitet, ehe ich's in der Holzschneidekunst zu etwas gebracht, und da ich eben anfing hübsche Arbeiten zu machen, passirt mir das Unglück, woran ich mein ganzes Leben werde leiden müssen. Darauf fange ich an zu photographiren, mache auch ordentliche und hübsche Portraits, werde von meinen Bekannten empfohlen; aber was hilft mir das Alles! Pfuscher haben den Zulauf, bei mir will nichts recht in den Zug kommen. Ich habe keine Protection, oder besser gesagt, kein Glück.“

„Es ist nicht zu leugnen," entgegnete Frau Böhler, „daß du bisher mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hattest."

„Mit vielem, vielem Unglück!"

„Aber das kann sich mit einem Male ändern, und ich habe es schon oft erlebt, daß Leute, die lange vom Schicksal verfolgt wurden, auf einmal an einen Punkt kamen, wo eben das Schicksal wie müde und matt von ihnen abließ."

„Darauf habe ich lange gehofft," sagte bitter der junge Mann, „immer geglaubt, auch für mich müsse endlich einmal so ein Augenblick des Glückes eintreten; und daß meine Wünsche nicht unbescheiden sind, das weißt du am besten, Mutter. Wie zufrieden war ich mit meiner Arbeit, ja, trotz des langsamen Ganges der Geschäfte, ich könnte wohl sagen fast glücklich, ja — ja, fast glücklich, bis vor einer halben Stunde, wo Alles mit mir zusammenbrach." — Die alte Frau blickte kopfschüttelnd in die Höhe, ohne eine Antwort zu geben.

„Und es ist so traurig," fuhr der Photograph fort, „daß in der Welt eine Widerwärtigkeit, ein Unglück das andere nach sich zieht." — — Er hatte bei diesen Worten einen Abdruck der Photographie jenes schönen jungen Mädchens, von dem wir vorhin sprachen, aus der Schale genommen und lange betrachtet. „Wie kann ich es der Rosa eigentlich übel nehmen, daß es ihr langweilig wird zu warten, bis mir einmal das Glück so lächelt, daß ich auch sie glücklich machen kann. — Habe ich eigentlich das Recht, von

ihr zu verlangen, daß sie warten und immer warten soll? Und wie lange wird das Warten dauern! O glaube mir, Mutter, wir Beide können alt werden, ehe für mich der Augenblick des Glücks eintritt!"

„Wie kannst du so verzagt sprechen!" entgegnete die alte Frau; „das hab' ich noch nie von dir gehört. Du, sonst immer voll der schönsten Hoffnungen, du, der alle Widerwärtigkeiten, — ja, ich muß dir das Kompliment machen — mit einer staunenswerthen Kraft und Geduld aushieltest; der mir in jeder Beziehung eine so feste Stütze war, zu dem ich wahrhaft beruhigt aufsah und von dem ich mir oft sagte: Heinrich ist ja da, dein Sohn! In seiner Hand muß noch Alles gut und schön werden."

„So hast du freilich gedacht, und ich dachte fast ebenso von mir selbst. Hast du auch bis jetzt je gesehen, daß ich den Muth sinken ließ; haben mich die Widerwärtigkeiten die uns betroffen, im Geringsten gebeugt? Aber das von vorhin," setzte er leise hinzu, „das hat mich in's Herz getroffen. Und wenn das Herz verletzt wird, so ist auch der Muth dahin."

Die alte Frau wiegte unmuthig mit dem Kopfe hin und her, während sie sagte; „Schlag dir doch diese Grillen aus dem Sinn. Du wirst sehen, das klärt sich Alles zum Guten auf, und ebenso, was dein Geschäft anbelangt. Ist doch aller Anfang schwer. Aber ich habe ein ahnungsvolles Gemüth, dein Schicksal wendet sich einmal plötzlich."

„Ja, nachdem ich so viel Herzeleid durchgemacht,"

sprach düster der Photograph, „daß mich das Glück nicht mehr freut, wenn es endlich bei mir einkehrt.“

„Ach was — ich weiß noch, wie deine Großmutter selig, die es auch nicht leiden konnte, wenn man immer von Unglück sprach, und von Leuten, die stets vom Unglück verfolgt würden, — wie deine Großmutter zu sagen pflegte. Glück hat jeder Mensch, sagte sie, nur muß er es zu fassen wissen. Aber freilich gibt es Menschen, die, wenn das Glück an ihre Thür klopft, nicht einmal „Herein!“ rufen.“

In diesem Augenblick klopfte es leise und bescheiden an die Thür des photographischen Ateliers.

Dieses Klopfen kam so apropos, daß sowohl die alte Frau wie ihr Sohn sich betroffen anblickten und keines das eben erwähnte Wort aussprach, so daß draußen zum zweiten Male geklopft wurde. Jetzt rief jedoch der Photograph: „Herein!“ Die Thür öffnete sich und auf der Schwelle erschien ein herrschaftlicher Lakai in einfacher, aber eleganter Livree, der den Kopf zur Thür hereinsteckte und mit leiser Stimme fragte: „Hier wohnt doch der Photograph, dessen Name unten an der Hausthür steht?“

„Allerdings, der Photograph Heinrich Böhler.“

„Und ist zu Hause?“ — „Ich bin es selber.“

„Ah!“ versetzte der Lakai und zuckte mit seinem Kopfe, wie zu einer leichten Begrüßung, vorwärts, wobei er die Schultern, dieser Bewegung anpassend, in die Höhe hob.

„So habe ich denn zu fragen, ob Sie Zeit hätten, augenblicklich ein Portrait zu machen."

„Vollkommen Zeit und sehr gutes Licht," entgegnete der Photograph, wobei er einen Blick auf seine Mutter warf, die in tiefen Gedanken da saß und wahrscheinlich an seine Großmutter dachte, an den Augenblick des Glücks, an das Klopfen und Hereinrufen.

„So werden wir sogleich kommen," sagte der Lakai, langte mit zwei Fingern an seinen Hut und verschwand geräuschlos, aber eilig die Treppen hinab.

Während der junge Mann sich daran machte, ein paar seiner größten Glasplatten zu präpariren, rückte Frau Böhler ihre Haube zurecht und wischte mit der Schürze eilig über den tannenen Tisch, sowie über die Stühle an den Wänden, obgleich dort nirgends ein Stäubchen sichtbar war. „Ich weiß, du lachst mich immer aus, wenn ich von Ahnungen spreche," redete sie dabei. „Aber diesmal hab' ich recht. Es ist was ganz Apartes, vielleicht Jemand vom Hof. O du mein lieber Gott, wenn es dir heute nur recht gelingt!"

Jetzt hörte man Schritte auf der Treppe, dann wurde die Thüre geöffnet und der Lakai erschien, indem er dieselbe, außen stehen bleibend, soweit wie möglich zurückwarf und dann mit einer tiefen Verbeugung zwei Herren vorbeigehen ließ, die nun in das Zimmer traten.

Der erste, vielleicht ein Mann an den Vierzigen, hatte eine hohe, schlanke und elegante Figur; er trug einen dun-

keln Paletot, im Knopfloch ein rothes Bändchen, lederfarbene, untadelhafte Handschuhe, und seine Haltung war entschlossen und aufrecht, wie die eines Militärs. Sein Gesicht mit klugen Augen war interessant; man hätte es schön nennen können, wenn in den Zügen nicht ein matter, ja verlebter Ausdruck vorgeherrscht hätte. Er nahm seinen Hut ab, grüßte herablassend die alte Frau und den jungen Mann, welch' Letzterer eine tiefe Verbeugung machte, und sagte dann zu dem Anderen, der ihm folgte:

„Baron, das ging hoch hinauf."

„Nicht ohne Ursache, gnädiger Herr," versetzte dieser mit leiser Stimme; „der Mann hier soll gute Arbeiten machen, ohne daß er gerade einen besonders großen Zulauf hat."

Der, welcher also sprach, hatte ein ganz anderes Wesen als der, welcher zuerst eingetreten war, war viel kleiner und sah ungleich älter aus. Er war fast in das Zimmer herein getänzelt und bewies sich in allen seinen Bewegungen außerordentlich gelenkig; doch hatten diese Bewegungen etwas Forcirtes, und es war, als wende er sich bald rechts und bald links, um eine gewisse Steifheit und Hinfälligkeit seines Körpers zu verdecken. Sein Gesicht hatte einen ungemein klugen Ausdruck, dabei aber ein fatales Lächeln, ein Lächeln, bei dem man sich unwillkürlich sagen mußte es sei nicht ehrlich gemeint.

Aber es wäre unrecht von uns, dem wahrhaftigen Er-

zähler, gehandelt, wenn wir mit dem geneigten Leser Versteckens spielen wollten. Daher wollen wir es seiner Verschwiegenheit anvertrauen, wenn er es nicht vielleicht schon errathen hat, daß der zuletzt Eingetretene Baron Rigoll war. Was jedoch den Andern anbelangte, den wir nur auf einen Augenblick in der Wohnung des Baron Wenden gesehen, so sind wir mit dem besten Willen selbst nicht im Stande, etwas Näheres über diesen Herrn anzugeben.

„Wir wünschen also ein Portrait," sagte der Baron, nachdem er in der Geschwindigkeit an der einen Wand des Zimmers heruntergefahren war und die dort aufgestellten Photographien betrachtet hatte; „ein Portrait, gut, aber sehr einfach. — Ah!" unterbrach er sich selber, „ist das ein schöner Kopf!" Er stand gerade an dem Bildniß jenes jungen Mädchens, über welches die verdorrten Feldblumen herabhingen. „In der That superbe, magnifik! Wollen Eure — — wollen Sie, gnädiger Herr, sich das nicht einen Augenblick betrachten? Ein ganz wunderbares Geschöpf! — Das existirt doch irgendwo?" wandte er sich fragend an den Photographen.

„O ja, es existirt," erwiderte dieser mit einer tiefen Neigung des Kopfes.

„Das ist wirklich ein schönes Mädchen," sprach der andere Herr, „und gut ausgeführt. Eine hübsche nette Arbeit. Ich glaube, wir sind an die rechte Quelle gekommen."

„Das glaub' ich auch," entgegnete Baron Rigoll mit

seinem seltsamen Lächeln; „und es sollte mich freuen, wenn wir reussiren.“

„So wollen wir denn sogleich beginnen,“ meinte der Andere, indem er sich an den jungen Mann wandte.

Dieser hatte schon den Stuhl zwischen den spanischen Wänden zurecht gerückt, und bat den großen schlanken Herrn, Platz zu nehmen; ehe sich derselbe aber setzte, wünschte er, daß man alles Beiwerk, Tisch, Vase, Blumen und Vorhänge weglasse, indem er wiederholte, es solle ein ganz einfaches Portrait werden.

Die Haltung, welche der Fremde hierauf von selbst annahm, war so gut gewählt und passend, daß weder der Photograph, noch Herr Krimpf es hätte besser arrangiren können.

Nun wurde die gespensterhafte Maschine von dem dunkeln Tuche befreit und gestellt. Der Photograph schaute einen Augenblick hinein, richtete das Objectiv, dann schob er die Casette mit dem präparirten Glase ein, bat den Fremden, ruhig zu sitzen und nahm den Deckel von dem Glase.

Eine Sekundenuhr hatte sich der gute Herr Böhler noch nicht anschaffen können, deßhalb zählte er von Eins bis Zwölf, wie er es bis jetzt gewohnt war, gleichförmig vor sich hin, und ebenso that die alte Frau, welche in der größten Spannung in der Ecke des Zimmers stand. Dabei können wir nicht verschweigen, daß diese, in ihrem

ahnungsvollen Gemüthe den Augenblick für außerordentlich wichtig ansehend, kleine Gebetsätze mit einfließen ließ, wobei sie, da es noch keine besonderen Heiligen für die Photographen gibt, verschiedene, die ihr gerade einfielen, bestens ersuchte, das gegenwärtige Portrait ihrem Sohn zu Nutz und Frommen gelingen zu lassen. Das Licht war günstig, der fremde Herr saß wie eine Mauer, und nach Verlauf der zwölften Secunde machte Herr Böhler eine tiefe Verbeugung, wobei er mit der Hand den Schließdeckel des Glases gegen den Sitzenden schwenkte, was bei den Photographen ungefähr ebenso viel sagen will, wie bei den Soldaten das bekannte: Rührt euch!

Hierauf begab sich der Photograph mit der geschlossenen Kapsel in die dunkle Kammer, um das Portrait hervorzurufen und zu fixiren. Es schien außerordentlich gelungen, und nachdem die Glasplatte mit Wasser abgespült war, brachte er sie den beiden Herren zur Ansicht. Allerdings war das Portrait scharf und gut gekommen, nur wunderte sich der fremde Herr, ja er erschrak fast einigermaßen darüber, daß er auf dem negativen Bilde natürlicher Weise mit schneeweißem Haar, eben solchem Bart, dagegen mit fast schwarzem Gesicht, einem sehr bejahrten Mohren nicht unähnlich, erschienen.

„Unser photographischer Freund dorten,“ sagte er, nachdem er sein Portrait eine Zeit lang betrachtet, „erklärt das Bild für gelungen; also ist das Licht vollkommen

günstig, weshalb Sie sich jetzt ebenfalls hinsetzen müssen, bester Baron; ich verlange das als einen Beweis der Freundschaft, und werde Ihr Bild gern mit mir nehmen."

„Es wäre mir wahrhaftig im Schlafe nicht eingefallen," entgegnete der Andere, „mich photographiren zu lassen; aber nach der schmeichelhaften Aufforderung von Ihnen, gnädiger Herr, kann ich nicht umhin, mich preiszugeben. Eigentlich scheue ich die ganze Photographie; es ist etwas Unheimliches dabei, und ich kann es mir nicht anders denken, als daß sich doch etwas von dem Darzustellenden selber auf der Glastafel niederschlägt."

„Natürlicher Weise, ich habe es auch nie anders angesehen," sprach der schlanke Herr, „und eben deshalb wird Ihr Portrait, von dem wir einen doppelten Abdruck machen werden, an gewissen Orten außerordentlich willkommen sein." Inzwischen hatte sich Baron Rigoll auf den verhängnißvollen Stuhl gesetzt, nahm aber nicht die leichte und graziöse Stellung an, wie sein Vorgänger. Der Photograph mußte länger nachrichten, ihm Arme und Hände zurecht rücken, namentlich aber seinen Blick fixiren, damit derselbe nicht gar zu geschraubt und unnatürlich käme. — Uebrigens gingen die zwölf Sekunden ebenfalls ohne Anstand vorüber, das Bild wurde hervorgerufen und genügend befunden.

„Gott sei Dank!" sagte der Baron, als er von seinem

Sitze aufsprang, „das wäre geschehen. Jetzt sind wir wohl fertig?“ wandte er sich an den Photographen.

Dieser machte seine tiefe Verbeugung, dann fragte er, wie viele Abdrücke er herrichten solle. — Der große schlanke Herr warf dem Andern einen bedeutsamen Blick zu, worauf sich Baron Rigoll bestrebte eine ernste und würdevolle Haltung anzunehmen. Auch ließ er von seinem beweglichen Wesen ab und stellte sich dicht vor den Photographen hin.

„Wer wir sind, wird Sie nicht interessiren, aber ich bitte Sie auch dringend,“ — sprach er in scharfem Tone, — „jedwede Nachforschung darnach zu unterlassen. Von jedem der beiden Portraits werden zwei Abdrücke gemacht, dann wird die Glastafel vernichtet. Haben Sie mich verstanden? — Wohl. — Diese Abdrücke werde ich holen lassen, Vielleicht übermorgen, wenn Sie alsdann fertig sind.“

Herr Böhler machte ein Zeichen der Zustimmung.

„Also übermorgen bitte ich sie demselben Bedienten, der vorhin da war, wohl verpackt und versiegelt zu übergeben, ihm auch den Preis zu bestimmen und sich darin durchaus nicht zu geniren. Befolgen Sie unsere Wünsche pünktlich, so wird es Ihr Schaden nicht sein, und werden wir in einiger Zeit Veranlassung finden, Ihrer Arbeiten, wenn sie es verdienen, lobend zu erwähnen und Ihnen so vielleicht eine gute Kundschaft zuzuwenden. — Noch Eins, ehe wir gehen. Eine Dame meiner Bekanntschaft ist geneigt

sich bei Ihnen photographiren zu lassen, nur wünscht sie eine Ihrer Arbeiten zu sehen. Könnten Sie mir wohl zu diesem Zweck einen Abdruck des Bildnisses jenes jungen Mädchens dort überlassen? Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken," fuhr der Baron fort, als er sah, daß ihn der junge Mann mißtrauisch anschaute, ohne eine Antwort zu geben, „daß damit in keiner Weise Mißbrauch getrieben werden soll; ja, ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß das Original des Bildes es nie erfahren wird, daß diese Photographie irgendwo gezeigt worden ist; denn die Dame, bei der dies geschehen soll," setzte er lächelnd hinzu, „bewegt sich in einer ganz anderen Schicht der Gesellschaft."

Diese Forderung kam Herrn Böhler sehr ungelegen. Es widerstrebte ihm, einen Abdruck von dem Bilde Rosa's aus der Hand zu geben, namentlich an Leute, von denen er nicht wußte, wer sie waren und was sie möglicher Weise für Absichten mit der Photographie haben konnten. Daß Eifersucht dabei im Spiele war, verstand sich von selbst. — Ahnte vielleicht der Baron den Grund der schweigenden Weigerung? Wohl möglich, denn er lächelte gegen den Photographen auf eine verbindliche Art, wobei aber jener uns bekannte scheue, fast falsche Zug wieder um seine Lippen erschien; dann war er klug genug sich mit der freundlichsten Miene gegen die alte Frau umzuwenden, wie um deren Hülfe nachzusuchen, die ihm auch bereitwilligst zu Theil wurde.

„Ich kann gar nicht begreifen, Heinrich," sagte Frau Böhler, „warum du dem Herrn eine dieser Photographien verweigerst. Du kannst das gegen Rosa wohl verantworten und wenn du es nicht willst, so nehme ich's auf mich. Sei kein Kind," setzte sie leise hinzu, „auf solche Art machst du dir keine Kundschaft."

Der Photograph ging noch unentschlossen, nach der Ecke des Zimmers, wo sich die große Mappe befand, in der er seine fertigen Arbeiten aufzubewahren pflegte. Als er dabei an dem Fenster vorüberkam und einen Blick hinauswarf auf das gegenüberliegende Haus, wo noch immer das Fenster geöffnet war und wo noch immer der kleine Fauteuil stand, da durchzuckte es ihn auf's Neue schmerzlich. Er preßte die Lippen auf einander, ballte seine rechte Hand krampfhaft zusammen und war nun mit einem Male entschlossen, das Bild herzugeben. Während er die Mappe öffnete, um einen Abdruck hervorzunehmen, hatte Baron Rigoll seine Brieftasche herausgezogen und eine Zehnthalernote auf den Tisch gelegt. Der Photograph hatte es nicht bemerkt, wohl aber Frau Böhler, die sich mit einem tiefen Knix dafür bedankte.

Die Photographie wurde eingerollt, dem Fremden übergeben, und darauf verließen beide Herren in derselben Art wie sie gekommen, das Zimmer. Als sich die Thür hinter ihnen schloß, drückte der junge Mann beide Hände vor das Gesicht. Er hätte weinen können, denn es war ihm gerade

zu Muth, als hätte er mit dem Bilde Rosa's ein Stück von seinem Herzen hinweggegeben.

Frau Böhler trat leise auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Sei nicht wie ein Kind, Heinrich; denke daran, was ich dir vorhin gesagt, und sei meiner Ansicht, daß vielleicht in deinem Leben eine Aenderung eingetreten ist. Ich weiß nicht, mir kommt der Besuch dieser beiden Herren so bedeutungsvoll vor, und ich möchte darauf schwören, daß derselbe große Folgen hat.“

„Ich fürchte auch, er hat große Folgen,“ sprach der Photograph, „und da ich das glaube, so mache ich mir jetzt die bittersten Vorwürfe, das Bild Rosas weggegeben zu haben. Ach, ich that es nur, weil ich an das dachte, was ich heute Morgen gesehen. Jetzt aber, wo ich ihr ebenfalls ein Unrecht zugefügt, möchte ich hinab zu ihr, möchte ihr Alles sagen und sie um Verzeihung bitten.“

Die alte Frau dachte einen Augenblick nach, dann schüttelte sie mit dem Kopfe und entgegnete: „Das ist nun einmal dein weiches Gemüth. Wenn es dir zur Beruhigung dient, zu Rosa hinabzugehen und ihr zu sagen, du habest dich, um vielleicht eine gute Kundschaft zu erhalten, veranlaßt gesehen, ihr Portrait Jemandem zum Anschauen zu geben, so ist das Mädchen klug genug, dir es nicht übel zu nehmen.“

„Ich wollte, sie wäre nicht klug genug und nähme

es mir übel," seufzte der junge Mann. „Doch wie das Schicksal will!"

„Das Schicksal will dir wohl, davon bin ich überzeugt," sagte eifrig die Mutter. „Der kleine Herr mit den lebhaften Bewegungen und den freundlichen Mienen wird dich empfehlen, wo er kann. Auch der Andere vielleicht, doch waren seine Worte so feierlich und abgemessen. Er schien sich so um nichts anzunehmen. Daß aber Beide vornehme und reiche Herren sind, darauf kannst du dich verlassen. — Du hast noch gar nicht einmal gesehen, was man dir für das Portrait Rosa's zurückgelassen. Da sieh, zehn Thaler."

Der junge Mann erschrak fast, als ihm die Mutter die Banknote hinhielt. Es war ihm schmerzlich, ja es berührte ihn fast unheimlich, daß er ihr Bild verkauft haben solle. Daran hatte er nicht gedacht; er war der Ansicht gewesen, der Fremde habe es umsonst von ihm angenommen, er werde es wahrscheinlich sogar zurückschicken. Er schob die Zehnthalernote von sich, worauf die alte Frau sie in ihrem Schrank verschloß.

„So werde ich denn einen Augenblick zu Rosa hinuntergehen," sprach der Photograph nach einem Stillschweigen, während dessen er in tiefen Gedanken zum Fenster hinausgeschaut hatte. Er wandte sich gegen die Thür, blieb aber auf der Schwelle stehen.

„Mir ist nur lieb," sprach er dort, „daß der Krimpf nicht da war. Meinst du nicht auch, Mutter?"

„Im Gegentheil, ich wollte, er wäre da gewesen; der kennt die halbe Stadt und hätte uns vielleicht auf der Stelle sagen können, wen du eigentlich die Ehre gehabt, zu photographiren."

Die Thür schloß sich und die alte Frau setzte sich wieder an ihren Tisch; doch ließ sie das Strickzeug in ihrem Schooße ruhen und baute die herrlichsten Luftschlösser. Sie zog in eine Hauptstraße, sie wußte schon, in welches Haus. Hinten erhob sich ein fabelhaftes Atelier aus Glas und Eisen, und vornehme Damen und Herren drängten sich zu der Ehre, von Herrn Böhler photographirt zu werden, selbst Gräfinnen und Prinzessinnen; ja eines Tages fuhr eine vergoldete Equipage vor, — die Thüre wurde aufgerissen — der Regent Allerhöchstselbst. Gott, der Gerechte! Frau Böhler, von ihren eigenen Träumereien erschreckt, wäre fast von dem Stuhl in die Höhe gesprungen, ja sie fuhr mit der Hand an ihre Schürzbänder, um dies für einen Empfang so unpassende Kleidungsstück zu beseitigen.

Indessen stieg der Sohn langsam Stufe um Stufe die Treppe hinab, leise, bedächtig, fast schleichend. Früher war er in zwei Sprüngen unten gewesen, hatte geräuschvoll die Thüre geöffnet und sich gefreut, wenn Rosa zuweilen erschrocken auffuhr. Glücklich, sie nur zu sehen, hatte er sodann ihr liebes Gesicht betrachtet, als sei es ihm fremd

geworden, und es war ihm nie in die Gedanken gekommen, Acht darauf zu geben, ob und wo sie saß oder stand. Heute war das leider ganz anders. Er dachte an das gegenüberliegende Haus und sein Athem ging schwer, sein Herz schlug heftiger, wenn er fürchtete, daß sie vielleicht wieder am Fenster stehen würde, ja, daß sie in dem Augenblick, da er in's Zimmer träte, wieder mit der Hand über ihr schönes schwarzes Haar fahren könne.

Jetzt war er unten angelangt, drückte leicht die Thüre auf und trat in das Zimmer. — Sie stand nicht am Fenster, sie saß an ihrem gewöhnlichen Platze, an der rechten Seite des Gemachs, wo sie immer saß, vor ihrem Arbeitstischchen, das mit den feinen Strohhalmen bedeckt war, woraus sie ihre kunstreichen Sachen flocht. Früher war es ihm nie eingefallen, darüber nachzudenken, warum sie immer gerade auf dieser Stelle sitze, und er hatte durchaus nichts besonderes darin gesehen. Heute aber fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn: Wer weiß, ob sie nicht von ihrem Stuhle in das gegenüberliegende Fenster blickt? Früher war er unbefangen auf sie zugeeilt, hatte ihr die Hand gegeben und, fröhlich plaudernd, ihren Arbeiten zugesehen. Heute blieb er schüchtern an der Thüre stehen und wagte nicht, sich ihr zu nähern, aus Furcht, zu schnell zu erfahren, daß sein Verdacht gegründet sei. Dabei schlug ihm das Herz so heftig, als sei er selbst im Begriff etwas Unrechtes zu begehen.

Das junge Mädchen, das Original der Photographie, war in der That ein frisches, reizendes Geschöpf. Eine Fülle von Lebenslust lachte aus ihren klaren braunen Augen, und die feinen rothen Lippen schienen nie etwas anderes gekannt zu haben als Scherz und fröhliche Worte. Dabei war ihr Wuchs der untadelhafteste, den man sehen konnte. Während die schlanke, unerkünstelte Taille so fein war, wie sie nur die Natur in ganz gut gelaunten Augenblicken hervorbringt, gingen ihre Schultern so prachtvoll breit auseinander, und war ihre Brust so wunderbar gewölbt, daß man befürchten mußte, sie sprenge bei jedem Athemzuge das dünne Kleidchen. Rosa war vollkommen von dem kleinen Fuße an bis zur klein geformten Hand, und dabei waren alle ihre Bewegungen so unbewußt leicht und graziös, daß jede Stellung, die sie annahm, selbst dem ungenügsamsten Künstler zum schönsten Modell hätte dienen können.

An das Alles hatte der junge Mann schon so oft mit Entzücken gedacht und sich glücklich gepriesen, wenn sie so vor ihm stand, den Kopf etwas erhoben, die Lippen sanft geöffnet, mit den herabgesenkten langen Augenwimpern ihre glänzenden schelmischen Blicke dämpfend, oder wenn sie irgend eine Bewegung machte, einen Fuß vorsetzte, den Oberkörper zurückbog und sich mit dem Arme aufstützte. Das war Alles, als ob es das schönste Werk eines großen Bildhauers gewesen. Und dies herrliche Mädchen war sein!

Er war der Glückliche, den sie liebte! — O Gott, wenn nur nicht das gegenüberliegende Haus mit seinem verhängnißvollen Fenster gewesen wäre!

Daß die alte Frau Weiher diese schöne Tochter hatte, war ein merkwürdiges Spiel der Natur; denn man konnte sich keinen größeren Gegensatz denken, und wenn man auch mit der größten Schmeichelei ihre sechzig Jahre in achtzehn verwandelt hätte, so konnte doch die regste Phantasie nichts ersinnen, was ihr eine Aehnlichkeit mit der Tochter gegeben hätte. Frau Weiher war ein kleines mageres Weiblein mit einer sehr hervorstehenden Nase und den eckigsten Bewegungen.

So lange Zeit als wir brauchten um diese Schilderung von Mutter und Tochter niederzuschreiben, blieb der Photograph freilich nicht an der Thüre stehen, aber doch lange genug, daß ihm Rosa mit vollem Recht zurufen konnte: „Aber Heinrich, dir muß was passirt sein! Was Gutes oder was Schlimmes? Ich fürchte fast das Letztere, denn sonst wärst du wie sonst ins Zimmer hereingeflogen, und wir wüßten bereits, was dir auf dem Herzen liegt."

Sie hatte bei diesen Worten ihre Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken lassen und sich in ihren Stuhl zurückgelehnt. Konnte sie das gegenüberliegende Fenster sehen oder nicht? Diese Frage stieg dem jungen Mann auf, und trieb sein Blut siedendheiß empor. Wenn sie das Fenster sehen konnte, war es entsetzlich; denn während sie so mit

ihm sprach, blickte sie ihn nur ein einziges Mal flüchtig an, dann schweiften ihre Augen hinüber, und sie sah fast gedankenvoll aus.

Früher hatte er nie daran gedacht, ihre süßen Augen auf solche Weise zu beobachten. Er hätte jedoch Gott weiß was darum gegeben, jetzt hinter ihrem Stuhle zu stehen. Wie ein vorsichtiger General wollte er suchen, langsam dorthin zu manöveriren, und er hätte doch, wie sonst mit ein paar Schritten an ihre Seite treten dürfen. So befangen ist der Mensch in gewissen dummen Augenblicken!

„Ja, es muß ihm was passirt sein," meinte jetzt auch Frau Weiher mit ihrer schnarrenden Stimme, „nun, Heinrich, werden wir es erfahren, oder ist es ein Geheimniß?"

„O, es ist ein Geheimniß," sagte das Mädchen mit einem lieblichen Lächeln, und dabei blickte sie abermals dorthin, wo vielleicht das verfluchte Fenster zu sehen war.

„So was Besonderes ist mir nicht widerfahren," sprach der Photograph mit einem tiefen Athemzuge. „Es waren nur eben ein paar Herren droben, die ihre Portraits machen ließen. Sie thaten geheimnißvoll, verschwiegen ihre Namen, und die Mutter meinte, es sei was recht Vornehmes gewesen."

„Ei," sprach Rosa, „und wie sahen die Herren ungefähr aus?"

Bei dieser Frage kam es dem jungen Manne vor, als

erröthe sie ein klein wenig. Daß sie wieder nach dem Fenster blickte, das war nicht zu leugnen.

Er entwarf nun eine genaue Schilderung der beiden Fremden, und als er das gethan, fuhr er ernster fort: „Etwas Anderes ist noch dabei, was ich dir mittheilen muß, Rosa, da es eigentlich dich betrifft.“

Jetzt rötheten sich in der That die frischen Wangen des jungen Mädchens, sie warf noch einen schnellen Blick an das Fenster hin, dann nahm sie ihre Arbeit eifrig wieder auf, während sie sagte:

„Was mich betrifft? Das finde ich doch sonderbar. Was gehen mich denn die vornehmen Herren an?“

„In der That hoffe ich, daß sie dich nichts angehen,“ erwiderte etwas unbedachtsam der junge Mann. „Es ist auch in der That nichts so besonders Auffallendes. Der Eine der Herren sah dein Portrait und wünschte einen Abdruck davon, um ihn einer Dame zeigen zu können, die Lust habe sich bei mir photographiren zu lassen.“ Während er das in größter Spannung sagte, hatte er sich mit kleinen Schritten ihrem Tische genähert und hoffte aus tiefstem Herzen, sie würde sich verdrießlich und erzürnt zu ihm wenden, sie würde ihm sagen, das gefalle ihr durchaus nicht, sie verbitte sich das für die Zukunft, sie habe nicht Lust sich von fremden Menschen angaffen zu lassen. O Gott! wie lieb wäre es ihm gewesen, wenn sie darüber einen kleinen Zank mit ihm angefangen hätte. Aber sie fing

keinen Zank mit ihm an. Sie that gar nicht einmal überrascht, ja, gerechter Himmel! sie lächelte still in sich hinein und entgegnete mit dem ruhigsten Tone von der Welt: „Hoffentlich gefällt mein Bild der fremden Dame, und bringt — dir eine gute Kundschaft."

„Aber ich habe es höchst ungern weggegeben," sagte er zitternd vor Aufregung, „und wenn die fremden Herren, ja sogar die Mutter, mich nicht so geplagt hätten, würde ich es nimmermehr gethan haben."

„Das begreif' ich nicht," erwiderte das junge Mädchen, „du hast es ja mehrmals."

„Ich möcht' es aber allein haben," fuhr er mit tonloser Stimme fort, und es war ihm gerade, als müsse er an dem Satze ersticken; denn er stand jetzt hinter dem Stuhle Rosa's und blickte deutlich in das weit offenstehende Fenster gegenüber mit dem verfluchten Fauteuil! Dahin also zielten ihre Blicke. Dorthin schaute sie sogar in Momenten, wo sie mit ihm sprach. Das war entsetzlich! Herr Heinrich Böhler war ein ruhiger und behaglicher Mensch, aber auch einem solchen können Sachen vorkommen, wo sich sein ganzes Naturell verkehrt. Er aber bezwang sich, wenn auch mühsam, und blieb anscheinend ruhig hinter ihrem Stuhle. Daß er todtenbleich war, sah weder das junge Mädchen, noch die Mutter, die mit dem Kochofen zu thun hatte, worin das bescheidene Mittagessen der kleinen Familie dampfte.

„Willst du vielleicht heute mitessen?“ fragte Rosa nach einer kleinen Pause.

„Ich danke dir, ich habe keinen sonderlichen Appetit,“ antwortete der Photograph.

„Mir scheint in der That,“ fuhr das junge Mädchen freundlich fort, indem sie ihren Kopf zurückbog, um den Mann anzusehen, „es hat dich verstimmt, daß du mein Portrait weggegeben. Sei doch nicht so kindisch. Wenn es mich auch einestheils freut, daß dir die Photographie so kostbar ist, so könnte es mich doch fast verdrießen, daß du etwas darin findest, sie Jemandem gegeben zu haben.“

Als sie das gesagt und ihren Kopf wieder wegwandte, bemerkte er, seitwärts hinlauschend, wie ihre Augen eine Sekunde an dem gegenüberliegenden Fenster hafteten, ehe sie wieder auf die Arbeit niedersanken.

„Wir haben heute Ihr Leibgericht, Heinrich, eine sehr gute Klößesuppe. Sie ist in der That vortrefflich, und ich rathe Ihnen mitzuhalten.“

Bei dem Worte Klößesuppe dachte der Photograph an seine selige Großmama, und ihm fiel die Erzählung von dem Chantons, buvons, traleralera mit allen Folgen ein. Frau Wittwe Weiher führte auch eine recht gewandte Hand, und er hatte Rosa in früheren Zeiten oft bedauert, wenn eins ihrer kleinen Ohren mit den dürren Fingern der Mama in Berührung gekommen war. Jetzt aber hatte er

im Innersten der Seele den frevelhaften Wunsch, diese zehn Finger möchten als das Schwert des Damokles über dem Haupte Rosa's schweben, eigentlich nicht um dreinzuschlagen, sondern nur um ihr die schönen Augen zuzuhalten, jedesmal, so oft sie einen so schlimmen Gebrauch davon machen wolle.

— — Doch sah er recht? An dem bewußten Fenster erschien ein Herr, und wenn ihn nicht Alles trog, einer von den beiden, die er vorhin photographirt. Es war der kleine, lebhafte Herr, eben jener, dem er das Bildniß Rosa's gegeben. Und dieses Bildniß! Rollte er es nicht so eben auseinander, ja beim Teufel, das that er, und zeigte es einem Andern, und dieser Andere war niemand als die impertinente Gestalt, die vorhin im rothen Schlafrock in dem Fauteuil gelegen. Hol' euch beide der — — Und Rosa? Sie knüpfte eifrig an ihrer Strohmasche. Ha! er mußte sehen, wie ihre Mienen waren, wenn sie hinüberblickte, deshalb trat er leise wieder einen Schritt seitwärts. — Endlich schaute sie auf, und daß sie erschrak, daran konnte niemand zweifeln, der sie anblickte. Sie ließ die Hände mit der Arbeit in den Schooß fallen und ihr Gesicht überzog sich mit einer tiefen Röthe. Ihr Erschrecken war aber auch begreiflich, denn der im rothen Schlafrock drüben hatte die Photographie erfaßt, und betrachtete, nein, verschlang sie mit seinen Blicken und all' den lächerlichen Zeichen eines höchst affectirten Enthusiasmus!

In diesem Augenblicke war es sehr natürlich und verstand sich von selbst, daß der Photograph die Frage that:

„Was hast du denn, Rosa? Warum erschrickst du so mit einem Male? Ach!" fuhr er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens fort, einem Erstaunen, das übrigens ebenso affectirt war, wie drüben der Enthusiasmus, „was ist denn da drüben so Sonderbares?"

„Ich, erschrocken?" sagte das junge Mädchen mühsam lächelnd, „ja da kann man wohl erschrecken, wenn man sich in den Finger sticht, wie ich so eben. — Aber du siehst seltsam aus. Was bedeuten deine Blicke? Und was willst du mit deinem „Dadrüben"?"

Heftig versetzte er: „Das ist doch so klar wie der Tag."

„Was?" fragte sie trotzig.

„Siehst Du dort drüben ein Fenster das offen steht?" —„Welches?" — „Welches! Das ist schön gefragt. Nun das, wo sich jetzt die beiden Herrn befinden. Die siehst du doch? Oder soll ich dir vielleicht auch noch sagen, welche Herren?"

Sie zuckte mit den Achseln, wie junge Mädchen das zu thun pflegen, sobald sie Unrecht haben, und wodurch sie das Gefühl gekränkter Unschuld ausdrücken wollen.

„Du brauchst dich wahrhaftig nicht in den Finger gestochen zu haben, um zu erschrecken," fuhr Herr Böhler in sehr bestimmtem Tone fort, „obendrein, wenn ich dir sage, daß der Kleine der beiden Herren dem Andern grade dein Portrait zeigt."

Obgleich Frau Weiher eifrig mit ihrer Klösesuppe beschäftigt war, so wurde sie doch aufmerksam bei dem lauten Gespräch der Beiden und fragte: „Was gibt's denn?"

„Ich begreife den Heinrich wahrhaftig nicht," erwiderte Rosa beleidigt. „Denk' dir nur, er macht mir Augen und führt Reden, die ich gar nicht verstehe."

„Die sie nicht verstehen will," versetzte der Photograph, „die ihr aber wohl noch verständlich werden sollen, und recht verständlich, fürchte ich. Blicken Sie selbst hinab," fuhr er gegen Frau Weiher gewendet fort, „dem einen der Herren hab' ich vorhin das Bild Rosa's abtreten müssen, und nun bringt er es dem Andern, der da gegenüber wohnt. Ist das nicht, um sich die Haare auszureißen?"

„Das finde ich nicht," entgegnete die alte Frau in sehr ruhigem Tone, „das hat nichts auf sich. Der da drüben ist oft genug am Fenster; er kann sich Rosa in Person genau genug ansehen. Was wird er sich groß für ihre Photographie interessiren?"

„So, Frau Weiher, Sie finden nichts darin? Ich aber sehr viel. Sie wissen, wie ich mit Rosa stehe, und so kann es mir nicht gleichgültig sein, wenn ihr Portrait und noch weniger, wenn sie selber von fremden Herren angegafft wird."

„Daran ist noch Niemand gestorben," sagte die alte Frau gleichgültig, und schickte sich an, mit dem Rührlöffel ihre Klößesuppe zu versuchen. „Wie kann man sich nur mit solchen Kleinigkeiten abgeben?"

„Er will mich nur ärgern," bemerkte das junge Mädchen, indem sie ihren Kopf erzürnt empor warf. „Was sind das für Anklagen! Am Ende werde ich dich noch um Erlaubniß zu fragen haben, ob ich zum Fenster hinaussehen darf oder nicht."

Der Photograph strich sich mit der Hand über die heiße Stirn. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn er nichts gesagt hätte. Vielleicht war es wirklich zufällig geschehen, daß sie vorhin am Fenster stand, und er bildete sich nur ein, sie habe ein Zeichen hinübergegeben. Vielleicht hatte sie sich wirklich in den Finger gestochen, vielleicht wußte sie in der That nichts von dem gegenüberliegenden Fenster. Unmöglich! So blind war er auch nicht. Und wenn er Recht hatte, wenn sie sich schuldig fühlte, und es dann wagte, so mit ihm zu sprechen, so war es ihm wohl zu verzeihen, wenn in ihm die Vermuthung aufstieg, alles, alles verloren zu haben. Aber das hätte er nicht ertragen. Nein, das konnte er nicht ertragen. Er liebte sie leidenschaftlich. Sie war sein Alles. Sie füllte sein ganzes Denken aus. Er konnte sich nicht die Stadt, worin er lebte, nicht die Spaziergänge, wo er sie gesehen, nicht die Kirche, die er Sonntags besuchte, nicht das Haus, wo er wohnte, ohne Rosa denken. Wie sie nicht mehr sein war, so war die ganze Welt öde, ausgestorben und leer für ihn. O Gott!

Drüben hatten sich die Herren vom Fenster zurückgezogen, das heißt, sie spazierten im Zimmer auf und ab,

und so oft der im rothen Schlafrock dabei zum Vorschein kam, warf er einen Blick herüber. Freilich schaute Rosa gerade jetzt nicht zum Fenster hinaus, sie hatte sich abgewandt und schien eifrig mit ihrer Stroharbeit beschäftigt.

„Nein," sagte die alte Weiher zu dem jungen Manne, „Streit müssen Sie wegen so etwas mit meiner Tochter nicht anfangen, das ist ja complet lächerlich; sie hängt so sehr an Ihnen, daß es eigentlich gar zu arg ist. Das wissen Sie auch."

„Nein, das weiß er nicht oder er will es nicht wissen," fiel Rosa ein.

„*Streit* anfangen ist nicht gut," fuhr die Mutter fort, „gerade dadurch kommt man auf andere Gedanken. Wenn es wirklich wahr wäre, daß Rosa hie und da zum Fenster hinausschaute, und daß sie dabei zufällig Jemand sähe — wäre denn das so eine schlimme Geschichte?"

„Nein, das wäre in der That keine so schlimme Geschichte," erwiderte traurig der junge Mann, dem die sehr richtige Idee kam, es wäre klüger gewesen, die Sache mit Rosa allein zu verhandeln. „Nur jetzt hätte ich es sollen bleiben lassen," sprach er zu sich selber, „begreiflicherweise hilft die Mutter ihrer Tochter und läßt nun Aeußerungen fallen, die diese nur bestärken müssen!" — O er fühlte sich recht unglücklich!

Unterdessen war es Mittag geworden, die Kirchthurmuhren thaten ihre zwölf Schläge, und gleich darauf hörte

man entfernt die Militärmusik, mit welcher die Wachparade aufzog. Sie spielte einen lustigen Marsch, und da sie näher und näher kam, so hörte man mit jedem Augenblick die heitern Klänge deutlicher und immer deutlicher. Nicht ohne Absicht und mit einem bittern Blick auf Herrn Böhler warf das junge Mädchen heftig ihre Arbeit auf den Tisch, strich sich ihr Haar zurecht, und trat — an's Fenster. Ja sie trat an's Fenster und es war ihm gerade, als fasse irgend etwas sein Herz und drücke es ohne Erbarmen zusammen. Sie trat an's Fenster, und in demselben Augenblick erschien auch das Gegenüber an dem seinigen, natürlich nur in der gleichen Absicht wie Rosa, um die Militärmusik besser hören zu können. Schon wollte sich der junge Mann entfernen, als ihm einfiel noch einen Versuch zu machen, der ihm zu einer Ueberzeugung verhelfen sollte. Er näherte sich Rosa: „Laß es gut sein, schreibe es meiner innigen Liebe zu, wenn ich ein bischen sonderbar gewesen bin,“ dabei legte er sanft seine Hand um ihre Schulter. Das hatte sie früher oft und gern gelitten, ja sie hatte in solchen lieben Augenblicken ihren Kopf so auf die Seite geneigt, daß ihre Wange seine Hand berührte. — Heute aber trat sie bei der ersten Bewegung dazu von ihm weg, und nachdem sie rasch einen verlegenen Blick auf ihr Gegenüber geworfen, sagte sie: „Laß! — am offenen Fenster!“

„So! — am offenen Fenster!“ wiederholte er zurück-

weichend mit leiser Stimme mehrmals und häufiger als er es vielleicht selbst wußte, so daß die alte Weiher von ihrem Kochofen her darauf erwiderte: „Ja, Rosa hat Recht. Man muß sich am offenen Fenster doch ein bischen geniren. Es ist von wegen der Nachbarschaft.“

„Richtig von wegen der Nachbarschaft,“ bestätigte der unglückliche Photograph und ging dabei, ohne umzublicken zur Thür hinaus. Auf der Treppe sprach er zu sich selber, mit jeder Stufe abwechselnd: — am offenen Fenster! und von wegen der Nachbarschaft! Als er jedes sechsmal wiederholt, hatte er seine Stubenthür erreicht.

Rosa war noch einen Augenblick am Fenster stehen geblieben, doch hatte sie mehr in's Zimmer hineingehorcht, als nach dem Fenster gegenüber geblickt, so sehr sich auch das Gegenüber Mühe gab, die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens auf sich zu ziehen. Sie hörte, wie Heinrich ganz still die Thür schloß, sie hörte, wie er langsam die Treppe hinauf ging, wie er oben in seinem Zimmer ankam, und dann war es ihr gerade, als vernähme sie durch die dünne Decke einen Schrei des Schmerzes. Vielleicht konnte sie sich auch getäuscht haben, und der Schrei tönte aus ihrem eigenen Herzen herauf. Aber etwas tief Schmerzliches war dabei, das fühlte sie an ihrer heftig klopfenden Brust, das fühlte sie an ihren bebenden Lippen, das fühlte sie an ihren zuckenden Augenlidern, an den heißen Thränen, die in schweren Tropfen über ihre Wangen herabrollten.

Aber sie hatte ja eine Mutter, um sie zu trösten, und das that Frau Wittwe Weiher auch, nachdem sie ihre Suppe vom Feuer gesetzt und den Rührlöffel weggelegt. „Was sind das für Sachen,“ meinte diese. „So wirst du dich nicht behandeln lassen, hoff' ich. Glaubt der Herr Böhler, bei ihm allein wäre Heil und Glück dieser Welt? Ein Mädchen wie du, kann sich umschauen nach einer Partie und braucht nicht auf einen Photographen zu warten, der nichts zu thun hat. Sei ruhig, Rosa, es ist noch nicht aller Tage Abend, und es hat gar nichts auf sich, wenn du dich hie und da und sogar häufig am Fenster sehen lässest. Das Glück kann dort eben so gut hereinkommen, wie zur Thür, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob es nicht für dich ein Glück zu nennen wäre, wenn der da oben von dir abließe. Warum soll auch Unsereins nicht das Recht haben, höher hinaus zu wollen?“ fuhr sie fort, als Rosa keine Antwort gab, sondern sich ruhig an ihr Tischchen setzte, jetzt vom Fenster abgewendet. „Da drüben, der Herr Baron von Wenden ist ein junger Mann, unverheirathet, reich, und es wäre doch wahrhaftig nicht das erste Mal, daß ein armes, aber so schönes Mädchen wie du, eine gnädige Frau geworden.“

Kurze Zeit darauf speisten beide Familien ihr bescheidenes Mittagsbrod, und bei beiden gab es traurige Gesichter. Während unten Frau Wittwe Weiher in ihren Versuchen fortfuhr, die Tochter für ihre Ansichten zu gewinnen,

bemühte sich oben Herr Krimpf, seinen Compagnon aufzuheitern, doch wollte dies Beiden nicht gelingen. Das junge Mädchen war tief betrübt, ohne selbst genau zu wissen, warum. Der Photograph aber, in tiefe Gedanken versunken, dachte an offene Fenster und an genirende Nachbarschaften. Nur einmal änderte sich der Gang seiner Ideen, als er nämlich hörte, wie die Militärmusik wieder von dannen zog. Da ging ihm die Erzählung der Mutter wieder durch den Sinn, er dachte an seine vortreffliche und energische Großmama, und in ihm erklang immer und immer fort der Refrain jenes französischen Liedes: Chantons, buvons, traleralera.

Zehntes Kapitel.

Ein Diner und zwei Freunde.

Der Zimmerarrest des Kammerherrn von Wenden hatte schon ein paar Tage gedauert. Eigentlich war es kein Arrest zu nennen, wenigstens konnte er von der Welt nicht so genannt werden, denn Se. Hoheit der Regent, taktvoll wie immer, hatte am Tag nach jenem denkwürdigen Abend bei der Tafel sehr laut und deutlich gesagt: „Wie ich höre, ist Baron Wenden erkrankt. Doch hat mir der Leibarzt gesagt, das Unwohlsein sei nicht von Bedeutung und ein paar Tage sorgfältiger Pflege und Ruhe könnten da schon viel ausrichten." Diesem Ausspruche gemäß, war also der arme Wenden leidend und keiner vom ganzen Hofe hätte den Muth gehabt, über die Angelegenheit in einer anderen Richtung zu sprechen. Ebenfalls nach diesem Ausspruch Seiner Hoheit fuhr der Leibarzt pünktlich gegen zehn Uhr am Hause des Baron Wenden vor, trat zu ihm in's Zimmer, fühlte seinen Puls, verschrieb ihm eine Limonade oder

Brausepulver und ging lächelnd wieder fort, nicht ohne einen leise gemurmelten Segenswunsch des vermeintlichen Kranken, der aber ungefähr lautete, als wenn ein gesunder Mensch sagt: Hol' euch alle miteinander der Teufel!

Daß täglich zwischen zwei und drei Uhr einer der Lakaien vom Dienste sich bei dem Bedienten des Kammerherrn einfand, um sich im Allerhöchsten Auftrage nach dessen Befinden zu erkundigen, verstand sich von selbst, und, auf diesen Rapport gestützt, unterließ der Regent nie, den Freunden des Kammerherrn die trostreichen Worte zu sagen, die Besserung mache beständige, wenn auch langsame Fortschritte.

Daß sich der Kammerherr zu Hause bedeutend langweilte, brauchen wir eigentlich dem geneigten Leser nicht zu sagen. Seine ganze Philosophie hatte ihn verlassen, und er schritt in seinem Zimmer ingrimmig auf und ab, wie der gefangene Bär in der Menagerie. Er kam sich vor wie ein gefesselter Adler, obgleich er in Wahrheit mit dem weißen glatten Gesichte, den anliegenden Haaren, dem rothen zugespitzten Munde, den großen, etwas hervorstehenden Augen und dem watschelnden Gange seiner ziemlich corpulenten Figur viel mehr Aehnlichkeit mit einem gefangenen Gänserich hatte. Am ersten Tage seines unfreiwilligen Zuhausebleibens lag er den ganzen Tag auf seinem Ruhebette, hatte die Vorhänge herabgelassen und las: „Der letzte Tag eines Verurtheilten" von Victor Hugo. Dann hatte er Briefe geschrieben an Freunde und Verwandte, an die er seit langen

Jahren nicht gedacht. Dazwischen aber, und das war seine Hauptbeschäftigung, vertiefte er sich in Grübeleien und dachte und dachte, bis ihm der Kopf brannte, über die Ursache seines Zimmerarrestes. So unangenehm ihm dieser an und für sich war, so gab es doch Momente, wo er sich vor den Spiegel stellte, die rechte Hand unter seinem rothen Schlafrock auf der Brust verbarg und sich selbst mit einem triumphirenden Lächeln anschaute. „Man fürchtet dich," sprach er zu sich selber, „du hast dem Regenten imponirt, und daß dies geschehen, ist schon einige Tage Zimmerarrest werth. Wir werden uns revanchiren."

Daß das Lesen des kleinen Zettels und seine Unterredung mit der Prinzessin mit seinem Arreste in Verbindung stand, war wohl möglich. Aber wie konnte der Regent so plötzlich davon erfahren haben? Sollte vielleicht Fernow? . . . Bah! Fernow, ein guter Kerl, weder gemacht, eine Intrigue zu spinnen noch zu entdecken! Auch hatte derselbe ja gar keine Ahnung davon, daß überhaupt etwas auf dem Papierstreifen zu lesen war. Ja, dieser Papierstreifen, auch er hatte dem guten Kammerherrn schon manche Stunde des Nachdenkens gekostet. Was sollten die Worte: „noch einen ganz zuverlässigen Mann, der Zutritt hat," eigentlich bedeuten? Er war da in ein Netz hineingerathen, das sich um seine Füße gelegt hatte, und ihn selbst, der doch damit etwas Tüchtiges zu fangen gehofft, beinahe zu Falle gebracht hätte. Daß es sich um die Aus-

führung irgend eines Planes handle, zu dem noch ein zuverlässiger Mann gesucht würde, der Zutritt bei Hofe habe, war so klar, daß es jedes Kind begreifen konnte. Damit aber stand der Baron an der Grenze seines Wissens. Daß ihm die Prinzessin an jenem Abend bei der bewilligten Audienz Confidenzen gemacht haben würde, daran war nicht zu zweifeln. Aber warum, — sie mußte doch von seinem Zimmerarrest durch den Baron Rigoll erfahren haben! — aber warum sprach sie nichts über die bewußte Angelegenheit? Warum war Rigoll stumm wie ein Grab und spielte den Unbefangenen in einer wahrhaft beleidigenden Weise?

O, der Augenblick des Glücks, dem er so nahe gewesen, er war ihm unter den Händen entschlüpft, und wenn er träumerisch aufwärts blickte, so sah er es trügerisch in alle Weiten hinausflattern, schillernd, glänzend, strahlend: Aemter, Orden, Würden! — — — —

Wenn er so in finstern, fast verzweifelten Gedanken auf und ab schritt, wollte ihn der Glaube an seine Theorie vom Augenblick des Glücks verlassen; und doch hatte sich dieselbe an Fernow glänzend erwiesen. Hatte dieser Kerl in den wenigen Tagen seit jenem verfluchten Abend nicht ein ganz unverschämtes Glück gehabt? War er nicht inzwischen Major und wirklicher Adjutant des Regenten geworden? Ja, man flüsterte sich mit ernstem Kopfschütteln zu, er sei der allmächtige Vertraute und Günstling des Fürsten, der Regent habe ihm sein Herz ge-

schenkt, „er nenne ihn seinen Sohn, er führe seine Siegel und seine Alba seien nicht mehr.“

So viel war gewiß, daß der gewaltige Herr Kindermann den neuen Major mit unbegreiflicher Zuvorkommenheit behandelte. Er hatte nicht nur sein freundlichstes Lächeln, sondern auch immer irgend ein geheimnißvolles Wort für ihn. Wodurch Fernow so plötzlich in Gunst gestiegen, das konnte sich bei Hofe Niemand erklären. Die einen glaubten, der Regent habe sich erinnert, welch' ein verdienstvoller Mann sein Vater, der selige Minister gewesen; gutmüthige Leute, denen die Ehre und der gute Name ihrer Nebenmenschen heilig war, spitzten ihr breites Maul, zogen die Augenbrauen hoch empor und bemühten sich, schlau auszusehen, wenn sie flüsternd sagten: „Es war uns schon lange nicht unbekannt, wie angesehen der junge Fernow in allerhöchsten Kreisen ist, ein schöner junger Mann, vortrefflicher Reiter, immenser Tänzer — hm! hm!“ Alternde Hofdamen, die anfingen, sich mit Schmerz daran zu erinnern, daß die Heirath die eigentliche und richtige Bestimmung des Mädchens ist und daß weder Soiréen noch Bälle das Herz auf die Dauer zu erwärmen vermögen, die, selbst vom reinsten Adel, mit mindestens sechszehn todten Ahnen hinter sich, darauf verzichten mußten, diese ehrwürdige Kette um ein Glied zu vermehren, die es für eine Mesalliance ansahen, wenn der Baron ein Fräulein von, oder der Graf eine Baronin heirathete, sie waren der Quelle von der Gunst des

Herrn von Fernow am nächsten gekommen. Wer war Herr von Fernow? Sein Urgroßvater hieß noch schlechtweg Monsieur Fernow, und selbst der Vater des seligen Ministers, der doch in den Freiherrnstand erhoben worden war, hatte ein Mädchen geheirathet, deren Adel sehr zweifelhaft, wenigstens sehr jung war. Wird es der Enkel besser machen? Im Gegentheil. Ach! jetzt wußten sie ganz genau, woher dieses plötzliche Avancement. Herr Kindermann hatte eine einzige Tochter, die sollte aus dem Vorzimmer in den Salon verpflanzt werden.

Daß bei dieser Idee ein krampfhaftes Lachen die Herzen mehrerer Hofdamen erschütterte, ist selbstredend, und daß sich gegen dies Ereigniß wenigstens ein Dutzend Todfeindinnen zu inniger Freundschaft, zu Schutz und Trutz verbanden, können wir der Wahrheit gemäß versichern.

Ueber alle diese Sachen, Reden und Vermuthungen hatten den Kammerherrn seine Freunde begreiflicherweise au fait gehalten; und daß er darin etwas zum Nachdenken hatte, zerstreute hie und da seine Langeweile. Gleich darauf aber kam dieselbe wieder riesengroß, erdrückend, und er eilte alsdann durch seine Zimmer, die Hände auf den Rücken gelegt, tief seufzend, fast der Verzweiflung nahe.

In einem dieser Momente war er an das Fenster seines hinteren Zimmers getreten und hatte melancholisch in die finstere Gasse hinausgeschaut, die sich hier seinen Blicken öffnete. Früher hatte er öfters am gegenüberliegenden Hause

ein frisches Mädchengesicht bemerkt, das häufig am Fenster lag und verstohlen zu ihm herabblickte, wenn er einige auffallende Bewegungen gemacht. In der Langeweile greift man nach Allem, und so beschloß denn auch der Kammerherr von Wenden, jenes Haus und Fenster in förmlichen Belagerungszustand zu versetzen. Rosa war dieser Mühe schon werth, das mußte er sich am ersten Morgen gestehen, als er die äußerste Parallele eröffnet und eine Demontirbatterie aufgeführt hatte, bestehend aus einem kolossalen Opernglas, vermittelst dessen er die Nachbarin auf zwei Schritte heranzog. Ei der Tausend! wo hatte er bis jetzt seine Augen gehabt? War das ein prächtiges Geschöpf! Und gelehrig, bildsam. Dies Kompliment glaubte er ihr schon nach einigen Stunden machen zu müssen. Wenn sie auch anfänglich nur flüchtig und schüchtern herüberschaute, so gewöhnte sie sich doch bald an seine Blicke; ja, sie konnte lächeln, wenn er in einer melancholischen Attitude am Fenster stand, sie konnte lachen und ihren Kopf aufwerfen, wenn er einen Veilchenstrauß, von welchen Blumen er während seines Zimmerarrestes eine unglaubliche Anzahl consumirte, schmachtend an die Lippen brachte. Wie sie hieß und wer sie war, wußte er am Abend des ersten Tages; am Morgen des zweiten schenkte er seinen sämmtlichen Bekannten kleine zierliche Cigarrenetuis aus Stroh geflochten, so daß einige auf die Vermuthung kamen, er habe vielleicht einen alten Florentiner Onkel beerbt, der ein Lager in Stroharbeiten gehalten.

Wenn er auf die vorhin erwähnte Art wohl zufrieden war mit seinen Vorarbeiten zur Belagerung der schönen Rosa, so hatte er dagegen in der That einige Furcht, ihr zu tief in die braunen Augen zu sehen. Der Kammerherr von Wenden hatte ein empfindsames Herz, er glaubte, daß es nichts Lächerlicheres in der Welt gäbe, als eine unerwiderte Liebe, und hatte sich nach seinen Erfahrungen zuweilen sagen müssen, daß diese schönen Bürgermädchen mitunter den Teufel im Leibe haben. Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß ihm am vierten Tage seines Arrestes Baron Rigoll bei einem Besuche die wunderbare Photographie der schönen Nachbarin zeigte. Er fühlte mit Schrecken, daß er fast eifersüchtig geworden wäre. Doch als ihm die Excellenz hoch und theuer versicherte, sie habe das Portrait in der unschuldigsten Absicht erworben, um es einer Dame vorzulegen, da hatte er sich beruhigt. Daß er aber in der That unruhig gewesen, das wollte ihm durchaus nicht gefallen, besonders da er an einem eigentlich seltsamen Umstande deutlich sah, welchen Eindruck er auf das Herz des jungen Mädchens gemacht. Er stand am Fenster, oder vielmehr er lehnte malerisch hingegossen an einem Flügel desselben. Es war um die Mittagsstunde, und er betrachtete nicht nur die Photographie, sondern er verglich sie Punkt um Punkt mit dem schönen Original, das ebenfalls drüben sichtbar war. Dann gab er sie dem Baron zurück mit der deutlich ausgedrückten Pantomime: Nimm hin einen großen Theil meines Herzens.

„Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st du mir sein!"

Dazu warf er einen in Wahrheit zerschmetternden Blick auf das unglückliche junge Mädchen. Und siehe da, sie fühlte in der That innig mit ihm, sie zuckte zusammen, sie wandte den Kopf in's Zimmer, nur in der Absicht, um sich zu vergewissern, daß Niemand ihre Emotion sähe, dann — der Kammerherr hatte sein Opernglas angesetzt — füllten sich ihre Augen mit Thränen, ja sie trat weinend in's Zimmer zurück — ein göttliches Geschöpf! — Das war aber eben der Moment, wo Herr Heinrich Böhler sich schmerzlich verletzt in sein höheres Stockwerk zurückzog.

An dem gleichen denkwürdigen Tage hatte der Kammerherr von Wenden einige seiner Bekannten zu einem Diner, ausdrücklich auf Krankensuppe, Gerstenschleim und Apfelcompot, eingeladen. Gegen halb fünf Uhr hatte er eine gewählte Toilette gemacht, sich in seinen Fauteuil an dem bewußten Fenster gesetzt, um vermittelst weißer Halsbinde und Ordensband eine neue Demontirbatterie gegen die schöne Nachbarin zu eröffnen. Der liebenswürdige Feind ließ sich übrigens nicht häufig sehen, nur einmal kam Rosa an's Fenster, dagegen aber, als er in diesem Augenblicke, wie betheuernd seine Hand auf's Herz legte, schien sie tief ergriffen zu sein, seufzte sichtlich und verschwand nach einem langen Blicke.

Der Kammerdiener meldete den Major Fernow, weß-

halb sich Baron Wenden in seinen kleinen Salon zurückbegab, um ihn freundlich zu empfangen. Fernow kam ihm lächelnd entgegen und reichte ihm die Hand, indem er sagte: „Es geht dir gut, nicht wahr? Seine Hoheit, mit dem ich die Ehre hatte, ausreiten zu dürfen, sagte mir ausdrücklich, du müßtest auf deine Wiederherstellung Bedacht nehmen, damit du nächster Tage wieder ausgehen könnest."

Das sagte er wirklich?" erwiderte der Kammerherr. „Nun, ich bin in der That Seiner Hoheit für die fortgesetzten Aufmerksamkeiten um mich den größten Dank schuldig. Das wirst du ihm sagen, und bitte ich dich, da du doch einmal das Allerhöchste Ohr hast, hinzuzufügen, ich werde alles Mögliche thun, um mich künftig vor dergleichen kleinen Krankheiten zu bewahren."

„Soll ich ihm das wirklich sagen?"

„Du wirst mich sehr damit verbinden, lieber Freund. Doch da fällt mir eben ein, daß ich vielleicht zu viel verspreche. Weiß ich denn den Grund meiner Krankheit? — Weißt du ihn etwa?"

Der Major zuckte mit den Achseln.

„Der Teufel wird ihn wahrscheinlich wissen, — ich habe keine Ahnung davon," fuhr der Kammerherr fort, indem er verdrießlich an seiner weißen Halsbinde zupfte, „und das ist gerade das Schlimme, daß ich keine Idee

davon habe, vor was ich mich in Acht nehmen muß, um für die Zukunft vor einer solchen — Schulkrankheit bewahrt zu bleiben. — Ja du magst lächeln, wie du willst, das Ganze ist eine verdrießliche Geschichte, und, Spaß bei Seite, sei so gut und gib mir einen Anhaltspunkt, gib mir eine Idee, was ich thun und lassen soll, um künftig in den Augen des Regenten nicht wieder unwohl zu erscheinen."

„Du, ein Philosoph, ein Denker!" entgegnete lustig Herr von Fernow. „Wie kann ich, der nur so mit der ganzen Heerde läuft, dir einen Rath geben!"

Der Kammerherr warf unruhig den Kopf auf die rechte Seite, dann sprach er: „Sei ein bischen ehrlich, Fernow. Ich versichere dich, meine Krankheit ist mir räthselhaft. Wenn ich im gewöhnlichen Leben weiß, daß ich weder Austern noch Trüffeln vertragen kann, so esse ich nicht das Eine, nicht das Andere. Wenn mir der Champagner Beschwerden macht, so trinke ich keinen, wenn mir die Zugluft schadet, so ziehe ich mich warm an — aber was ich thun soll, um in den Augen des Regenten nicht krank zu werden, davon habe ich, auf meine Ehre, keinen Begriff."

Herr von Fernow strich seinen schwarzen Bart und blickte, ohne zu antworten, an die Decke empor.

„Nochmals, Fernow, sei ehrlich," fuhr Herr von Wenden fort, „sage, was du mir sagen kannst. Du weißt

daß ich wohl im Stande bin, Andeutungen, wenn sie auch mit wenigen Worten gegeben sind, zu verstehen."

„Was ich kann, will ich gern thun," antwortete der Major. „Laß uns einmal sehen, was könnte vielleicht auf deinen Fall passen?"

Er legte die Hand an die Stirn und schien in tiefes Nachdenken zu versinken. „Ja, ja, das wäre möglich," sagte er nach einer Pause. „Weißt du, lieber Wenden, es gibt Leute, die den Geruch von Blumen nicht ertragen können, — denen er die Nerven angreift."

„Ah, ich verstehe; — also doch! Namentlich sind mir vielleicht solche Blumen gefährlich, in denen Papierstreifen verborgen sind. Meinst du nicht auch?"

„Ob irgend ein Papierstreifen etwas dazu beiträgt, wage ich in der That nicht zu entscheiden. Aber du wirst mich verstehen."

— „O, vollkommen!"

„Vielleicht gibt es auch noch andere Dinge, die deiner Gesundheit nicht zuträglich sind." — —

„So, noch andere Dinge?"

„Ich meine nur so. Ich selbst, der ich recht gesund bin, habe doch zuweilen erfahren, daß die weiten Säle des Schlosses, besonders spät des Abends, eine feuchte, widrige Luft enthalten, die Einem, der dazu geeignet ist, die Lunge angreifen kann."

„Und da werden vor Allem die Säle sehr gefährlich

sein," ergriff der überraschte Kammerherr die Andeutung, „die zum Appartement Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elise führen."

„Ob die gerade mehr oder minder Krankheitsstoff zu gewissen Stunden enthalten, wage ich nicht zu entscheiden; genug —"

„Der Beweis ist geliefert," fiel ihm der Kammerherr unmuthig in's Wort. — „Fernow, Fernow, du bist in den wenigen Tagen ein ganz geriebener Patron geworden!"

„Das wird dich doch nicht wundern," versetzte der Major, „nachdem ein Denker, wie du, sich die Mühe gab, mir einen langen Sonntag Nachmittag seine kostbaren Theorien auseinander zu setzen."

Der Kammerdiener meldete Seine Excellenz, den Oberst-Jägermeister, Herrn Baron von Rigoll, und diese Excellenz hüpfte freundlich durch das Vorzimmer, blieb aber unter der Eingangsthür zum Salon in einer affektirten Haltung stehen. Das heißt, Rigoll heuchelte den Ausdruck der Bestürzung und Besorgniß. Er warf den Oberkörper zurück und breitete beide Arme aus, indem er rief: „Ist das Ernst oder Scherz, bester Freund? Sie haben mich auf Krankensuppe eingeladen, auf Gerstenschleim, was weiß ich; auf Apfelcompot, Horreur! Ich hoffe nicht, daß es Ihnen Ernst damit war, sonst müßte ich in der That bedauern, hiehergekommen zu sein. Ich habe Ihretwegen sehr frühzeitig

Fräulein von Ripperda, meine Braut verlassen, — Teufel auch! In einem solchen Falle muß man wissen warum!"

„Beruhigen Sich Euer Excellenz nur," lachte der Kammerherr, offenbar geschmeichelt durch den gnädigen Spaß. „Wenn ich auch bitten muß, mit der Küche eines Kranken Nachsicht zu haben, so wird sich doch wohl auch noch etwas für einen gesunden Appetit finden."

Seine Excellenz hatte ein kleines Paketchen in der Hand; es sah ungefähr aus wie ein Buch in groß Octav, welches er dem Kammerdiener übergab und auf's Sorgfältigste anempfahl. Dann erst schien er den Major zu bemerken, der, die Hände mit dem Hut auf dem Rücken, mit gespreizten Beinen, seinem eigenthümlichen Wesen zuschaute. „Ah, Herr von Fernow," sagte Baron Rigoll, und das bekannte unangenehme Lächeln wetterleuchtete auf seinem Gesicht.

„Ich hatte schon die Ehre, Euer Excellenz mein Compliment zu machen," entgegnete der Major, „und erlaube mir nun, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen."

„Vortrefflich, danke schön. Außerordentlich gut. Es muß mir ja ausgezeichnet gehen. Darüber wird keiner der Herren im Zweifel sein."

„Wenigstens sind Euer Excellenz beneidenswerth," entgegnete Herr von Fernow mit der größten Ruhe von der Welt.

Der Kammerdiener meldete noch drei Freunde des

Hausherrn und ebenfalls genaue Bekannte der Anwesenden. Man trat ein, man reichte sich die Hände, man stülpte die Hüte auf irgend ein Fauteuil oder einen Divan, man fand das Aussehen des Kammerherrn für einen Kranken unbegreiflich gut, man sprach über das Wetter, man erzählte von einem Ritt, von einer Soirée, man warf einen verstohlenen Blick in den Spiegel, man war zufrieden mit sich selber, und als nun der Kammerdiener eintrat und mit leiser Stimme ankündigte, daß servirt sei, ging man in's Speisezimmer, setzte sich um den vortrefflich arrangirten Tisch und das Diner nahm seinen Anfang, verlief zwischen Lachen und Scherzen, unter vortrefflichen Schüsseln, ausgezeichnetem Sauterne, Bordeaux und Rheinwein, und endete, wie gewöhnlich mit einem Frucht-Aufsatz von Gefrorenem, mit Champagner und Tokayer.

Obgleich das Frühjahr schon angebrochen war, konnte man doch Abends im Zimmer noch ein leichtes Feuer ertragen, und die ganze Tischgesellschaft fand es außerordentlich comfortabel, als sie der Kammerherr in sein kleines Arbeitslokal führte, wo ein Kaminfeuer loderte, um welches sechs niedrige kleine Fauteuils standen, die so leicht auf ihren Rollfüßen liefen, daß sie der geringsten Bewegung nach rechts oder links nachgaben und so die Conversation außerordentlich erleichterten.

Der behagliche Aufenthalt, das muntere Gespräch, welches sich bei dem Dufte des Kaffees und dem Rauch

der Cigarren entwickelte, hielt die Gesellschaft länger als sonst beisammen. Zu vorgerückter Stunde erst trennten sich die Gäste, mit Ausnahme der Excellenz von ihrem Wirthe.

Als der Kammerherr aus dem Vorzimmer, wohin er seine Freunde begleitet, zurückkehrte, fand er den Oberstjägermeister mit einem Buch in der Hand an dem Tische stehend; wenn er aber auch dieses aufgeschlagen vor sich hielt, so sah er doch nicht hinein, vielmehr starrten seine Blicke, wie in tiefen Gedanken, weit darüber hinaus. Auch war von seinem Gesichte der Ausdruck der heitern, sarkastischen Laune, den er während des Diners und auch nachher so sorgfältig bewahrt, gänzlich verschwunden; auf seiner Stirn lag eine Wolke trüber Sorge, er hatte die Lippen zusammengekniffen und das fast unvertilgbare Lächeln seiner Mundwinkel sah trotzig und höhnend aus.

Er warf das Buch auf den Tisch, als er die Schritte des Zurückkommenden hörte, wandte sich gegen den Kammerherrn und sagte: „So wären wir endlich allein.“ Dann setzte er in einem beinahe heftigen Tone hinzu: „Baron, ich bewundre Sie. Mit Ihrer Gewandtheit kann es Ihnen nicht fehlen eine große Carrière zu machen.“

Herr von Wenden sah ihn einigermaßen erstaunt an und so war auch der Ton seiner Stimme, als er entgegnete; „Ich begreife in der That Euer Excellenz nicht besonders. Sie sind so freundlich von meiner Gewandtheit zu sprechen, — ich bitte Sie um Gotteswillen, sehen Sie

denn nicht, wohin mich meine Gewandtheit gebracht? Zu einem Arrestanten auf Ehrenwort."

„Das ist ja gerade, was Sie klug gemacht!" rief der Oberstjägermeister, indem er heftig auf und abging, „Sie haben sich von der Sirene nicht verlocken lassen. Sie warf Ihnen die goldene Angel hin; Sie haben nur ein bischen darnach geschnappt, aber das Schicksal in Gestalt Ihres Freundes Fernow hat Sie vor dem Anbeißen bewahrt."

„Ich verstehe Euer Excellenz in der That nicht."

„Es ist aber nicht schwer, mich zu verstehen. Wie schon bemerkt, — Sie waren klug genug, sich hier in die Einsamkeit zurückzuziehen, und sind so dem Netze entgangen, welches man im Begriff stand, über Sie zu werfen. Ich dagegen zapple darin wie eine gefangene Fliege." Seine Excellenz machte in der That bei dieser Bemerkung ähnliche krankhafte Bewegungen, wie man sie wohl bei einem gefangenen unglücklichen Geschöpf der eben erwähnten Art sieht. „Darf ich Sie wohl bitten, mir durch Ihren Kammerdiener das Paketchen herbringen zu lassen, das ich ihm vorhin übergeben?" sagte die Excellenz und fuhr alsdann fort, nachdem Herr von Wenden achselzuckend die Klingel gezogen und ihn mit unverkennbarem Erstaunen, fast mit Schrecken anstarrte: „Glauben Sie mir, lieber Freund, drüben im Schlosse sind alle zehntausend Teufel los."

Der Kammerherr deutete pantomimisch an, indem er

die Augen weit aufriß und seine Hände von sich abstreckte: Sie sehen meine Ueberraschung.

„Ich versichere Sie, lieber Wenden, es war der klügste Streich Ihres Lebens, sich in Zimmerarrest setzen zu lassen. Hätte ich das vor acht Tagen nur auch gethan! O über die intriguanten Weiber! Sie wissen, weßhalb ich an die Prinzessin gefesselt bin. Meine Verlobung mit Fräulein von Ripperda ist ausgesprochen, ich interressire mich lebhaft für das schöne Mädchen; es wird mich auch glücklich machen, sie zu heirathen, und ich will und kann nicht anders. Denn wenn ich selbst jetzt zurückträte, so würde sich doch die ganze Welt hohnlachend über den schönen Korb freuen, den der ältere Baron Rigoll von dem jüngeren Fräulein von Ripperda erhalten." Hiebei sandte er einen Blick in den Spiegel, und da er mit seinen Betrachtungen nicht sehr zufrieden zu sein schien, so warf er sich unmuthig in einen Fauteuil. Der Kammerdiener hatte unterdessen das bewußte Paketchen gebracht, Seine Excellenz riß hastig Papier und Bindfaden ab und reichte von zwei Portraits, die darin waren, eines dem Kammerherrn, ohne es anzusehen.

„Eine Photographie von Ihnen? Vortrefflich gemacht!" sagte Herr von Wenden. — „Ah! ich gab Ihnen das falsche!" rief der Oberstjägermeister. „Nehmen Sie dies da. Kennen Sie die Person?"

Der Kammerherr betrachtete lange und aufmerksam das Bildniß. Dann bedeckte er die Augen mit der Hand

und dachte nach. „Gesehen habe ich diesen Kopf,“ sprach er nach einer Pause, „aber ich weiß nicht, ob die Person selber, oder ebenfalls nur ein Bildniß von ihr.“

„Vielleicht beides; erinnern Sie sich.“

Herr von Wenden sah den Oberstjägermeister mit einem eigenthümlichen Blick an, doch bemerkte man wohl an seinen Augen, daß er in seinem Gedächtnisse wühlte. „Ja, ja,“ sprach er alsdann, „das Gesicht ist mir bekannt. Ich meine, ich hätte es kürzlich gesehen.“

Seine Excellenz nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich aber diesem Kopfe in meinen Gedanken ein Tuch gebe, wie es die Beduinen auf ihren Ritten in der Wüste zu tragen pflegen, und mir statt des Paletots einen Burnus denke — — — — Alle Teufel! ja, ich hab's.“ Bei diesen Worten eilte er an seinen Bücherschrank, öffnete ihn hastig, zog ein sehr elegant gebundenes Buch hervor und hielt das Portrait in demselben dem Oberstjägermeister vor die Augen. — Dieser nickte abermals und sehr verdrießlich mit dem Kopfe.

„Herzog Alfred von D . .“, rief der Kammerherr im Tone der höchsten Ueberraschung, „und er ist hier in der Residenz, ich sah ihn kürzlich in — wo war es doch — in irgend einer Gesellschaft.“

„O, in der besten von der Welt. Der Herzog war — hier in diesem Zimmer, auf demselben Fauteuil, wo ich jetzt zu sitzen die Ehre habe.“

„Graf Hohenberg?“ — „Graf Hohenberg.“ — Einen Augenblick sahen sich die Beiden forschend an. Ihre Gedanken konnten sich unmöglich vereinigen. Auf dem Gesichte des Kammerherrn bemerkte man deutlich, daß er in Vermuthungen umhertappe, in den Blicken der Excellenz dagegen lag eine unheimliche Ruhe, die verrieth, er wisse vollkommen, um was es sich handle, und er schweige vielleicht nur aus Schonung, um den Andern nicht zu plötzlich zu erschrecken.

„Aber um Gotteswillen, Excellenz, was hat es zu bedeuten, daß sich der Herzog so incognito bei uns aufhält? Denn daß man bei Hofe von seiner Anwesenheit nichts weiß, liegt auf flacher Hand. — Sie lächeln so sonderbar. Wüßte man doch etwas davon, und hätte Ursache, es zu verheimlichen?“

„Daß Personen vom Hofe um dieses in der That gefährliche Geheimniß wissen, beweisen wir Beide. Wir gehören ja auch zum Hof.“

„Ich muß recht sehr bitten, Excellenz. Ich erfahre so eben die ersten Andeutungen darüber.“

„Weil Sie sich schlauer Weise auf die Krankenliste setzen ließen.“

„Das also hängt mit jenem Papierstreifen zusammen?“ fragte der Kammerherr in höchster Spannung. — „So ist es.“ — „Also, um da zu irgend etwas mitzuhelfen, irgend

welche Instructionen zu empfangen, sollte ich an jenem verhängnißvollen Abend die bewußte Audienz haben?"

„Die Sie durch Ihren Freund, Herrn von Fernow, vereiteln ließen. O, Sie haben das schlau angefangen, bewunderns würdig sein."

„Aber ich versichere, daß es mir ein wahres Glück wäre, der durchlauchtigen Prinzessin Elise mich und meine Dienste unbedingt und unbeschränkt anbieten zu können."

„Und das sagen Sie mir?" rief der Oberstjägermeister, „mir, den Sie in diesem Augenblick fast darüber in Verzweiflung sehen, daß ich mich, verzeihen Sie mir den Ausdruck, der Prinzessin mit Leib und Seele übergeben habe?" Er war bei diesen Worten in die Höhe gesprungen und griff mit seinen Fingern zwischen die Halsbinde, wie Jemand, dem es zu warm wird.

Obgleich sich der Kammerherr bemühte, ein recht gescheidtes Gesicht zu machen, so mußte er sich doch gestehen, daß es der Situation angemessener gewesen wäre, recht dumm auszusehen; denn er verstand durchaus nichts von den Verlegenheiten des Oberstjägermeisters, wenn sich auch unzählige Vermuthungen in seinem Kopfe kreuzten.

Seine Excellenz hatte sich wie ermattet in den Fauteuil zurückgelehnt; sie faltete ihre Finger zusammen und ließ die Daumen beider Hände um einander herumspazieren. „Da ich fest auf Sie vertraue," sagte Rigoll nach einer Pause, „und da ich eine Hülfe vielleicht nothwendig brauche, so will ich

Ihnen die ganze Geschichte mittheilen. Aber, lieber Wenden, es ist eine Sache, die, auf unrechte Art am unrechten Orte hinterbracht, ganz eigenthümliche Folgen haben kann."

„Für Sie, Excellenz?" — „Ja. Eigentlich für jeden, der damit zu thun hat."

„Da könnte sich also meine Krankheit ins Unendliche verlängern, ja, am Ende gar zu einem chronischen Uebel werden."

„Machen Sie keinen Scherz. Gerade Ihre so außerordentlich à propos eingetretene Krankheit überzeugt mich, mit welcher Gewandtheit Sie unsere Sache behandeln werden. Wenn man sich in die Intriguen einer Dame, wie die Prinzessin Elise, einläßt, so spielt man va banque."

„Spielen wir," sagte entschlossen der Kammerherr. „Wie ich an Euer Excellenz gesehen habe, ist Ihnen schon vor Beendigung des Spiels ein wunderbarer Treffer zugefallen. Vielleicht bin auch ich so glücklich."

Der Oberstjägermeister unterdrückte einen leichten Seufzer. „Daß der Herzog also hier ist, wissen Sie. Ich habe ihn früher sehr gut gekannt, daher suchte man auch gerade mich aus zu der höchst gefährlichen Commission."

„Und was will er?" fragte fast ungeduldig der Kammerherr.

„Was er will? Nun, nichts mehr und nichts weniger, als — die Prinzessin Elise heirathen."

„Donner und Wetter!" sagte Herr von Wenden, und trat einen Schritt zurück.



„Und das habe ich einfädeln müssen," fuhr die Excellenz fort, indem sie sich leicht mit der Hand über die Stirn strich. „Habe die nothwendigen Correspondenzen besorgt und habe den Herzog eingeladen, hierher zu kommen."

„Und das Alles hinter dem Rücken Seiner Hoheit des Regenten?" fragte der Andere in einem sonderbar gedehnten Tone.

„Diese Frage, mon chèr," antwortete ungeduldig der Oberstjägermeister, „beweist mir, wie wenig Sie die Prinzessin kennen. Hat es ihr jemals Spaß gemacht, irgend eine Sache gerade und offen zu betreiben? Ich wüßte mich der Art nichts zu erinnern, und sie selbst vielleicht auch nicht. — Stellen Sie sich nun in meine Lage. Der Herzog, dem die Idee, die Prinzessin im Geheimen kennen zu lernen, recht schön und romantisch vorkam, ist hier, die heillose Angelegenheit aber will nicht den kleinsten Schritt vorwärts thun."

„Und aus welchem Grunde nicht?"

„Bester Wenden, nehmen Sie mir's nicht übel, Sie fragen wie ein unschuldiges Kind, aber nicht, wie ein Kammerherr, der schon so und so viele Jahre an diesem Hofe gelebt. Warum? — Weil die Prinzessin nun einmal die Idee hat, die Sache nicht vorwärts zu treiben, sondern sie auf's Langsamste oder vielmehr gar nicht gehen zu lassen."

„Und sieht sie den Herzog häufig?"

„Ihn häufig sehen? Sie hat ihn noch gar nicht gesehen, seit er hier ist. Sie will sein Portrait, er soll das ihrige haben, und dann wird sie sich vielleicht entschließen, ihm auf Gott weiß welche verzwickte und geheimnißvolle Art zu begegnen. Da haben Sie die Geschichte meiner Leiden. Zwischen diesen beiden Feuern sitze ich, und kann es mir da ein vernünftiger Mensch übel nehmen, wenn ich mich zuweilen in einer völligen Verzweiflung befinde? — Aber das habe ich mir feierlich gelobt," fuhr er fort, indem er abermals aufstand, „geht diese Sache nur einmal glücklich vorüber, so weiß ich, was ich thue. Dann heirathe ich in aller Stille, reise auf längere Zeit fort und sehe zu, wie sich die Sachen hier abwickeln."

„O Euer Excellenz haben eine beneidenswerthe Zukunft," sprach der Kammerherr träumerisch.

„Aber ehe ich dazu gelange, noch einen entsetzlichen Abgrund dicht vor meinen Füßen. Vielleicht einen jähen Sturz."

„Zu dem Euer Excellenz mich einzuladen die Freundlichkeit haben," antwortete lachend Herr von Wenden.

„Es ist 'was Wahres in Ihren Worten," sagte der Oberstjägermeister nach einer Pause, während welcher er sich mit übereinander geschlagenen Armen in's Fenster gestellt hatte. „Aber bei'm Teufel! nein, zwei Leute wie wir stürzen nicht so leicht. Ich wette, wir bauen uns die schönste Brücke nach Gott weiß welchem glücklichen Gefilde."

„Eine Brücke des Glücks," erwiderte nachdenkend der

Kammerherr; „wenn nur der rechte Augenblick nicht verpaßt ist! — Und wünscht die Prinzessin," setzte er nach einem momentanen Stillschweigen hinzu, „daß ich um die Geschichte wissen soll?"

„Wer kann daran zweifeln?" versetzte die Excellenz nicht ohne eine kleine Verwirrung. „Sie stehen in ihrer Gunst, die Prinzessin hätte Ihnen an jenem Abend Alles anvertraut; — kann ich auf Sie rechnen?"

Der Kammerherr hatte einen Gang durch das Zimmer gemacht, er kämpfte mit sich selber. Er kannte den Oberstjägermeister, und weil er ihn kannte, kam ihm die ganze Sache verdächtig vor. Zu einer Angelegenheit, bei der etwas zu gewinnen war, hätte die Excellenz nicht wohl einen Zweiten eingeladen; auch erinnerte er sich jenes Abends, als er dem Baron Rigoll im Schlosse begegnete und es sich fand, daß sie den gleichen Weg zu den Gemächern der Prinzessin hatten, wie ihm der Oberstjägermeister in der ersten Ueberraschung ein nichts weniger als freundliches Gesicht machte. — Daß aber Herr von Wenden jetzt mit einer Antwort zögerte, schien dem Baron Rigoll durchaus nicht zu gefallen. Er wandte sich unmuthig gegen ihn und sagte in einem etwas scharfen Tone:

„Ei, bester Baron, wie nehme ich Ihr Stillschweigen? Sie ließen mich mein Geheimniß ruhig erzählen, und jetzt da Sie es wissen, zögern Sie auf eine für mich fast beängstigende Art."

„Sie sollen sich in mir nicht verrechnet haben,“ antwortete Herr von Wenden entschlossen. „Sagen Sie der Prinzessin in Gottes Namen, ich sei ganz zu ihren Diensten, und lassen Sie mich wissen, was ich thun soll.“

Der Oberstjägermeister schien freier aufzuathmen. Er reichte dem Andern die Hand und erwiderte: „Ich danke Ihnen herzlich und werde Ihre Bereitwilligkeit bestens anzubringen wissen. Jetzt werden Sie aber vor allen Dingen gesund, lassen Sie sich morgen bei der Prinzessin melden; sie wird von unserer Angelegenheit beginnen, und dann tragen Sie mit ihrer ganzen Ueberredungskunst dazu bei, daß sie uns endlich einmal eine vernünftige Antwort gibt, die wir dem Herzog mittheilen können.“

„Daran soll's nicht fehlen. Sobald ich ausgehen kann,“ setzte er mit Beziehung hinzu, „und mich die Prinzessin annimmt, werde ich mein Mögliches thun.“

„Gott sei Dank, ich sehe endlich ein wenig Licht in dieser Finsterniß,“ sagte der Oberstjägermeister nach einem tiefen Athemzuge. „Seien Sie zufrieden, daß Sie jetzt ruhig in Ihrer Wohnung bleiben können. Ich habe noch eine Verhandlung mit dem Herzoge und fürchte, ich bekomme pikante Redensarten zu hören. Also auf Wiedersehen morgen,“ — er reichte ihm die Hand, „zu Schutz und Trutz!“

„Und auf gutes Gelingen,“ antwortete Herr von Wenden, und darauf trennten sie sich.

Der Oberstjägermeister warf sich in seinen Wagen, und als er nach Hause rollte, dachte er begreiflicher Weise an die eben gehabte Unterredung und sprach zu sich selbst: „Helf' was helfen mag! Ich glaube einen guten Blitzableiter gefunden zu haben."

Der Kammerherr droben blickte durch das Fenster auf die Straße, und als er die Equipage Seiner Excellenz um die Ecke verschwinden sah, rieb er sich die Hände und meinte: „Ich glaube, diese Mittheilung könnte in der That im Stande sein, mein Unwohlsein plötzlich aufhören zu machen. Fort mit diesen Intriguen! Sie sind mir schlecht bekommen. Ich werde nach Befund der Umstände bei dem Regenten schriftlich um eine Audienz nachsuchen."

Elftes Kapitel.

Leuchtkäfer.

Als der Major von Fernow das Haus seines Gastfreundes verließ, fand er, daß es ein angenehmer Abend sei. Daß es ein wenig kühl war, achtete er nicht; erwärmten ihn doch die freundlichen Bilder und Gedanken, die ihn zahllos umschwebten und deren Mittelpunkt immer sie war. Wie fühlte er sich so glücklich, mit dem geliebten Mädchen ein Geheimniß zu haben, ein so entzückendes Geheimniß! Gesehen hatte er sie selten seit jenem Abend, sich mit ihr unterhalten so gut wie gar nicht, es müßte denn eine Unterhaltung zu nennen sein, wenn er sie nach der Tafel fragte: „Sie besuchen heute die Oper?" und sie antwortete: „Ich glaube wohl, daß ich dort sein werde." Dagegen aber war ein so vollständiger Telegraphen- und Zeichendienst zwischen Beiden eingerichtet, daß die längsten Depeschen mit Leichtigkeit aufgegeben und ebenso verstanden wurden. Die Liebe ist darin entsetzlich erfinderisch, entsetzlich für alle armen

Hüter, mögen sie nun Ehemänner, Eltern, Vormünder oder wie immer heißen. Hat doch zwischen zweien, die einander verstehen, Alles seine Bedeutung! Ob sie den Fächer in die rechte oder linke Hand nimmt, ob sie über ihre Stirn streift, oder über ihr Haar, ob sie den Kopf auf den rechten oder linken Arm stützt, ob sie gegen ihre Nachbarin lächelt oder ernst mit ihr spricht. Und bei ihm ist es ganz der gleiche Fall. Ein Hervorziehen des Sacktuchs, ein, zwei oder dreimal schnell nach einander; ein Augenblick mit aufgestütztem Arm, wie in tiefes Nachdenken versunken, dann ein plötzliches Auffahren, das Betrachten der Uhr, das Ausziehen eines Handschuhs oder beider, — wer kann alle diese Zeichen einer Sprache nennen, die so verschiedenartig ist, von Jedem und Jeder neu erfunden, und mit so außerordentlicher Leichtigkeit erlernt wird. Es geschieht das unbewußt, wir möchten sagen instinktartig, und das junge Mädchen, welches einmal beginnt, mit ihrem Gegenüber zu telegraphiren, hat, ehe es das selbst weiß, ein ganzes Alphabet bei einander und wird durch keinen Ausdruck in Verlegenheit gebracht.

Wie sich sein Schicksal in Betreff des Fräuleins von Ripperda entwickeln würde, daran hatte Fernow eigentlich noch gar nicht gedacht. Er war in gewissen Beziehungen eine von den glücklichen Naturen, welche im Stande sind, sich mit einer entzückenden Gegenwart zu unterhalten, und die es vermögen, die finster blickende Zukunft vollständig

zu ignoriren. Was hätte ihm aber auch sein Nachgrübeln helfen können? Wie die Sachen standen, konnte ihm nur etwas ganz Unverhofftes den Pfad ebnen, nur ein Wunder zum glücklichen Ziele führen. Und darauf hoffte er im Namen der Liebe und Treue.

So schritt er durch die Straßen bei dem herzoglichen Schlosse vorüber und trat in die Gärten, welche dasselbe von einer Seite umgaben. — Hier hatte der Frühling Bäume und Sträucher mit dem ersten saftigen Grün aufgeputzt und die Blätter waren noch so wenig entwickelt, daß sich gerade dadurch die einzelnen Partieen auf's Zierlichste nuancirten. Ein mächtiges Bauwerk stand am Rande des Parkabhanges, von dem man eine entzückende Aussicht über die Anlagen ringsumher hatte. Es war ein ehemaliges Bastion, zu den Befestigungen des früheren Schlosses gehörig, das man stehen ließ, gerade wegen der wunderbaren Aussicht, die man von der Plattform derselben genoß. Man ging von den oberen Gärten gerade hinauf und wenn man an den Rand dieses Bollwerks trat, so erblickte man in der Tiefe die unteren Partien des schönen Parks. Oben standen riesenhafte Kastanien, deren breite Kronen einen Schattengang um den Platz bildeten, während die dicken Stämme die Landschaft stellenweise einrahmten, und dieselbe noch malerischer erscheinen ließen.

Obgleich die Sonne nicht mehr am Himmel stand, so

war es doch noch so hell, daß man eine gute Strecke der Umgebung deutlich überblicken konnte. Die feine glänzende Sichel des jungen Mondes schwebte im Osten über einer fast schwarzen Föhrenpartie und glitzerte anmuthig zwischen den fein gezackten Zweigen und Nadeln hindurch, gerade wie das Diadem der Nachtkönigin, die langsam herniederschwebt, um in dem aufdampfenden Abendnebel den Spielen ihres lustigen Hofstaates zuzuschauen.

Als der Major die Terrasse betrat, glaubte er hier allein zu sein, wenigstens bemerkte er Niemand, und erst als er dicht vor der Brüstung stand, erblickte er in seiner Nähe einen Mann, der auf derselben saß und den er bis jetzt nicht bemerkte, da ihn einer der dicken Kastanienbäume verdeckt. — Da es nichts Seltenes war, hier Jemand anzutreffen, so bekümmerte sich auch Herr von Fernow nicht weiter darum, sondern lehnte sich an einen der Bäume und blickte auf die schattenhaften Buschpartieen zu seinen Füßen. Sein Nachbar auf der Brüstung schien mit Interesse den Mond betrachtet zu haben, doch wandte er sein Gesicht dem neuen Ankömmlinge zu und begrüßte ihn durch höfliches Abnehmen des Hutes, sowie durch den freundlichen Wunsch eines guten Abends.

Herr von Fernow dankte und warf einen Blick auf den Dasitzenden. Es war ein anständig gekleideter, junger Mann, mit hübschen, einnehmenden Gesichtszügen; er hatte den rechten Arm um das eiserne Geländer geschlungen, womit

die Brüstung erhöht war, und da er seinerseits nun ebenfalls den Andern betrachtete, so trafen sich ihre Blicke und es war nichts Auffallendes darin, daß der junge Mann sagte: „Es ist dies ein schöner Abend — vielleicht ein Vorbote des kommenden Frühlings.“

„In der That, ein angenehmer Abend,“ entgegnete der Major, und damit wäre die Unterhaltung wahrscheinlich abgebrochen gewesen, wenn nicht der Fremde gesehen hätte, daß der Andere seine ausgegangene Cigarre musterte und eben im Begriff war, dieselbe über die Brüstung hinabzuwerfen.

„Wünschen Sie vielleicht Feuer?“ fragte er, und als der Major, durch die freundliche Bereitwilligkeit einigermaßen überrascht, darum bat, holte der Andere ein kleines Etui hervor und zündete ein Streichhölzchen an, dessen Flämmchen sich bei dem ruhigen Abend kaum bewegte. Herr von Fernow warf das Hölzchen, nachdem er es benutzt, brennend über die Brüstung, und der Andere blickte ihm sich herabbeugend nach.

„Es kam glimmend da unten an,“ sagte er, „es sah aus wie ein Leuchtkäfer, und ich habe eine ungemeine Vorliebe für die Leuchtkäfer.“

Diese Bemerkung machte den Major lächeln und er interessirte sich für den gefälligen jungen Mann, der eine Vorliebe für Leuchtkäfer hatte. Auch ihm rief die Erinnerung an dieselben die Stunde eines warmen Mai-

abends ins Gedächtniß, wo man nach der Tafel in den Gärten von Eschenburg promenirte, und er ganz zufällig an der Seite des Fräuleins von Ripperda einen kleinen Leuchtkäfer erblickte, den Beide zu gleicher Zeit aus dem Grase aufheben wollten, wobei es denn kam, daß Helenens kühles duftiges Haar seine heiße Wange streifte, und das ist eine der gefährlichsten Berührungen, die es im Menschenleben gibt. Ihm war es, wie ein elektrischer Funken ins Herz gefallen; es hatte ihn so eigenthümlich berührt, daß er nachher häufige, aber vergebliche Versuche machte, wieder zu einer ähnlichen Berührung zu kommen. Leider fanden sich nicht so bald wieder Leuchtkäfer, und wenn er später einen sah, so war das schöne Fräulein nicht in seiner Nähe.

War es die Aeußerung des jungen Mannes über die Leuchtkäfer oder die Gefälligkeit desselben, ihm Feuer zu geben, was den Major veranlaßte, dem Fremden eine Cigarre anzubieten, genug, er that es, und der Andere nahm sie zögernd an. Dabei war er von seinem Sitze aufgestanden und hatte mit seinem Hut respectvoll gedankt.

Wenige Zeit darauf brannten beide Cigarren und Herr von Fernow, dem es nicht unerwünscht war, seine mannigfaltigen Gedanken für den Augenblick verabschieden zu können, und ein wenig über gleichgültige Dinge zu plaudern, setzte sich auf die Brüstung an die Seite seines neuen Bekannten.

Nun ist es nicht leicht mit einem gänzlich fremden Menschen ein Gespräch anzuknüpfen, welches nicht schon den Keim des Todes in sich trägt, ehe es zum Leben gelangt. Versuchsweise sagte deßhalb Herr von Fernow: „Also Sie interessiren sich für die Leuchtkäfer? Lieben vielleicht im Allgemeinen die kleine Thierwelt? Und sind wohl, was man einen Insektensammler nennt?"

„Nein, davor graut mir," antwortete der Andere. „Ich könnte um Alles in der Welt so ein unschuldiges Geschöpf nicht mit der Nadel durchstoßen, wie sie es zu machen pflegen. Und dann hätte ja auch ein aufgespießter Leuchtkäfer durchaus keinen Sinn. Wenn er todt ist, hat er Licht und Glanz verloren, und das ist eigentlich recht traurig."

„Ja, das ist allerdings recht traurig," pflichtete der Major bei, um das Gespräch nicht einschlafen zu lassen. Aus demselben Grunde fragte er auch: „Weßhalb lieben Sie also die Leuchtkäfer? Ich hoffe nicht, daß ich mit meiner Frage unbescheiden bin."

Auf dem Gesichte des Andern zeigte sich ein trübes Lächeln und er schwieg einen Augenblick, ehe er antwortete. „Wenn ich Ihnen das erzähle," sagte er, „so werden Sie lachen; und es ist auch vielleicht schon oft vorgekommen."

„Erzählen Sie, ich werde nicht lachen; wenn es aber in der That lächerlich wäre, und ich müßte alsdann lachen, so würden Sie es mir wohl auch nicht übel nehmen."

„O gewiß nicht. — Kennen Sie den Königsgarten?"

„O ja, ich kenne ihn."

„Aber Sie waren noch nie dort, wenn er schön beleuchtet ist und Abends die Musik spielt, kurz, bei einer italienischen Nacht? Das ist langweilig für die vornehmen Herren."

„Ich bin kein vornehmer Herr."

„Lassen wir das meinetwegen gut sein. Ihre Cigarre ist vortrefflich. Nun also, in den Königsgarten ging ich früher häufig, ich hatte so meine Interessen dabei."

„Ah! ich verstehe."

„Natürlich, man ist jung, man sucht, man findet. Genug, ich hatte denn auch gefunden, ein sehr schönes, junges und liebenswürdiges Mädchen. Es kommt das sehr häufig in der Welt vor, es wird Ihnen auch schon passirt sein, und ich erzähle es Ihnen nur, weil es mit den Leuchtkäfern zusammenhängt. Also wir hatten uns gefunden, wie man sich so findet. Wissen Sie, eigentlich noch ganz ohne Absicht und Zweck. Wie sie gern nach mir sah und lieber mit mir tanzte, als mit jedem Andern, so war es auch bei mir der Fall. Weiter nichts. Da spazieren wir eines Abends vom Tische ihrer und meiner Familie hinweg, ich führe sie durch den dunkeln Garten, und da sehen wir auf einmal auf dem Boden zwischen dem Grase einen Leuchtkäfer glühen. — Wir bücken uns beide zu gleicher Zeit, um ihn zu fangen, und da streift sie mit ihrem kühlen

Haar an mein heißes Gesicht. Es war das erste Mal, daß wir uns so nahe kamen und es machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck. Von da an war ich eine Zeit lang sehr glücklich. Sehen Sie," fuhr er nach einer Pause fort, als sein Nachbar schwieg; „das ist die ganze Geschichte von den Leuchtkäfern. Und sollten Sie das jetzt lächerlich finden, so mache ich mir am Ende nichts daraus, wenn Sie darüber lachen."

Daß der Major diese Geschichte nicht lächerlich fand, brauchen wir dem geneigten Leser nicht zu sagen. Im Gegentheil, sie hatte ihn so außerordentlich überrascht, daß er ein fast gleiches Interesse für den Erzähler faßte. Es war ihm seltsam, so zufällig mit Jemand zusammengetroffen zu sein, der etwas Aehnliches erlebt, wie er, und das Gleiche dabei gefühlt. Jetzt hätte er aber auch gern erfahren, wie sich eine Liebe, gleich der seinigen beim Anblick eines Leuchtkäfers entstanden, weiter entwickelt, und um einen Versuch zu machen, das Gespräch über dieses Thema fortzuführen, sagte er: „Nun begreif ich freilich, weßhalb Sie sich für die Leuchtkäfer interessiren, und verstehe auch vollkommen, daß es Ihnen ein höchst angenehmes Gefühl macht, wenn Sie einen solchen glänzenden Punkt erblicken."

„In der That, das hat mir lange ein großes Vergnügen gemacht," fuhr der Andere mit leiser Stimme fort, „doch jetzt — —; aber das kann Sie in der That nicht interessiren!"

„Für ein paar einander gänzlich Fremde sind wir da auf ein seltsames Thema gerathen," sagte Herr von Fernow; „glauben Sie aber nicht," fuhr er in zutraulichem Tone fort, „daß ich unbescheidener Weise Ihre Verhältnisse erforschen will oder daß ich mir von Ihnen geben lasse, ohne dafür etwas zurückzuerstatten."

Es war etwas in dem ganzen Benehmen des jungen Mannes, ja in dem Tone der Stimme, sowie in der äußerst anständigen Art, mit der er erzählte, was den Major zu ihm hinzog. „Wie schon bemerkt" fuhr der letztere fort „es ist keine müßige Neugierde, die mich zu der Frage getrieben hat, denn auch mir ist etwas ganz ähnliches passirt, ich habe die genauere Bekanntschaft eines sehr liebenswürdigen Mädchens auf gleiche Art gemacht."

„Aber da waren die Verhältnisse und ihre Folgen ganz anders, das kann ich mir denken. Sie, mein Herr, gehören zu den Bevorzugten dieser Erde, Ihrer Liebe stellte sich nichts entgegen, Rang und namentlich Vermögen ließen alle Schwierigkeiten verschwinden, und wenn Sie jetzt nicht schon zum ersehnten, schönen Ziele gekommen sind, so wird das doch in Kurzem geschehen."

„O, ich wollte, Sie hätten wahr prophezeit!" sagte Herr von Fernow; „wie wollte ich dieser Stunde eingedenk sein und den glücklichen Propheten gewiß nicht vergessen."

Das sprach er sehr leise, fast wie zu sich selber, und

der Andere schien auch in der That diese Worte nicht gehört, oder nicht verstanden zu haben, denn er fuhr fort:

„Das ist Ihr glückliches Loos; während mich der Druck der Verhältnisse lange nicht aufkommen ließ, und da dies endlich zu geschehen scheint, andre Verhältnisse mich wieder tief zu Boden drücken. Ja, Reichthum und Rang, ich habe bisher nie daran gedacht, Andere darum zu beneiden; aber jetzt sehe ich doch wohl ein, wie viel leichter man mit ihrer Hülfe zu dem kommt, was wir Menschen Glück, ja Seligkeit nennen.“ Er hatte bei diesen Worten seinen Arm auf das eiserne Geländer gestützt, den Kopf auf die Hand gelegt und blickte in das weiße, glitzernde Stückchen Mond, welches langsam zwischen den dunkeln Föhren niedersank. Nachdem er die letzten Worte gesprochen, seufzte er tief und schmerzlich auf.

Unten im Park begann eine Nachtigall wie schüchtern ihr Liebeslied, und erst als die Sängerin gefühlt, daß Baum und Gras, Quell und Blüthe in tiefer, feierlicher Stille aufhorchten, schlug sie stärker und immer stärker, schmelzender und immer schmelzender und jubelte endlich unter Lachen und Schluchzen ihr Lied hinaus, ihr Lied ohne Worte, aber deutlich wie kein anderes redend von Liebesleid und Liebeslust, von Liebesschmerz und von der Liebe höchster Seligkeit.

Solch ein Lied dringt ans Herz, und wenn man das in stiller Nacht hört, so möchte man hinausjubeln sein Glück und hinausschreien sein Leid an irgend einen Stern

hin, an des Mondes bleiche Scheibe, an die duftende Blüthe, wie viel lieber an ein Menschenherz, das denkt und fühlt wie wir.

Bewegt von diesen Klängen sagte denn auch Herr von Fernow zu dem unbekannten Nachbar, mit dem er fast willenlos Geheimnisse tauschte:

„Was Sie da reden von Rang und Vermögen, durch die Glück und Seligkeit zu erkaufen wären, ist ebenso unrichtig, als wenn Sie glauben, meiner Liebe habe es genützt, daß ich wohl etwas von diesen Gütern besitze. — — Vielleicht ist es Ihnen tröstlich zu vernehmen, daß ich mich der Dame, die ich liebte, lange Zeit kaum nähern durfte, und daß dieselbe jetzt — die Braut eines Andern ist."

„O!" rief der junge Mann und fuhr aus seiner Stellung empor, „so sind Sie also auch unglücklich? Das trifft sich eigenthümlich."

„In der That seltsam," entgegnete Herr von Fernow, und mußte lächeln über dieses Zusammentreffen. Es entstand in dem Gespräch eine kleine Pause. Der junge Mann lehnte sich über die Brüstung und schaute in die Tiefe hinab, wo man jetzt nur noch schwarze Schatten und kaum sichtbar das Leuchten eines Wasserspiegels bemerkte.

„Wie lieb ist es mir," sagte er endlich, „daß ich hier war, als Sie, mein Herr, kamen. Mein Herz war so voll, o so voll, daß es eine Wohlthat für mich ist, zu Jemand sprechen zu können, von dem ich überzeugt bin, daß

er mich versteht. Ich habe wohl Verwandte, Freunde, aber die begreifen meine Verhältnisse nicht, ihnen ist es vielleicht lächerlich, was mein Innerstes zerreißt. Sie aber müssen mich verstehen; denn ich bin überzeugt, Sie kennen das, was man die hohe Welt nennt. Sie sind jung, vornehm, reich. Sie können mir Trost und Rath geben — nicht wahr, Sie sind jung, vornehm und reich?"

Während er das sagte, hatte er seine Hände zusammen gelegt, und war dem Andern näher gerückt, nur mit einer leichten Bewegung, aus welcher man aber fühlen konnte, wie sehr es dem Sprecher darum zu thun war, daß seine Rede an das Herz des andern dringe. Ebenso innig und anschmiegend war der Ton seiner Stimme.

„Nach den gewöhnlichen Begriffen," beantwortete Herr von Fernow die Frage seines seltsamen Nachbars, „habe ich allerdings von den Eigenschaften, die Sie eben nannten, und wenn mich dieselben befähigen, Ihnen einen Rath zu geben, so bin ich gern dazu bereit. Lassen Sie mich hören."

„Von diesen Eigenschaften," sprach der Andere nach einer Pause, „habe ich nur eine einzige. Ich bin jung. Aber ich besaß Muth und Kraft, um mir eine Laufbahn zu schaffen. Ich bin Künstler, war ein geschickter und gesuchter Holzschneider, und kann das sagen, da ich voraus schickte: Ich war es. Ein Unglücksfall lähmte mir die Finger der rechten Hand, ich mußte mich nach einer anderen Beschäftigung umsehen und wählte die Photographie.

Aller Anfang ist schwer, und wenn ich auch nicht viel zu thun hatte, so wurden doch meine Bilder gelobt, und ich konnte hoffen, nach und nach bekannt zu werden. Das ist eigentlich Nebensache," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort; „Nebensache in der Angelegenheit, in welcher ich Ihren Rath zu hören wünschte; und doch gehört es wieder dazu, denn ich ernährte mit meinen photographischen Arbeiten nicht nur meine alte Mutter, sondern hoffte auch —"

„Ah! ich verstehe," sagte Herr von Fernow, der sehr aufmerksam zuhörte, „das Mädchen, welches Sie liebten, hoffte sehnlich auf Vergrößerung Ihrer Kundschaft."

„Ich glaube, daß sie darauf hoffte," fuhr der Andere mit schmerzlicher Selbstüberwindung fort „bis — nun ja," rief er fast heftig, „bis sie sich eines Andern besann, und glauben mochte, sie sei zu gut und schön, um die Frau eines armen Photographen zu werden!"

„So knüpfte sie ein anderes Verhältniß an?"

„Ja," — antwortete der junge Mann nach einer Pause, während welcher er mit sich selbst zu kämpfen schien, ob er weiter sprechen solle; „ja sie ist wenigstens im Begriff eines anzuknüpfen, und das möchte ich hindern, wenn es irgend in meiner Macht stände."

Herr von Fernow sah sich in einer eigenthümlichen Lage. Er hatte es mit einem Verliebten, einem Eifersüchtigen zu thun, und wußte wohl, wie schwer es bei solchen

ist, die richtige Ansicht von der betreffenden Sache zu erhalten. Daß der junge Mann unendlich litt, daß es ihm ein Trost war, sich Jemand anvertrauen zu können, das erkannte er daraus, daß er mit ihm, dem Fremden, über diese Angelegenheit sprach. Es war wie eine Beichte, nach deren Ablegung er sein Gemüth erleichtert fühlen mußte.

Wie schon bemerkt, hatte der junge Mann zögernd des Verhältnisses erwähnt. Als dies aber einmal geschehen war, und als ihn der Andere mit sanften Worten aufforderte ohne Rückhalt zu sprechen, wenn ihm dies einen Trost gewähre, so erzählte ihm der Photograph seine ganze Liebes- und Leidensgeschichte, wie glücklich er gewesen sei in seiner Liebe bis plötzlich sein Gehülfe, Herr Krimpf, ihn auf gewisse Vorgänge am Fenster aufmerksam gemacht und wie er die Anklage bestätigt gefunden.

„Und wer ist Herr Krimpf?" fragte der Major.

Die Schilderung, die der Photograph auf diese Frage von dem Wesen seines Gehülfen entwarf, war so lebendig und treffend, daß der andere ihn vor sich zu sehen glaubte und daß der Zuhörer, trotz der Bemühungen des Erzählers, den guten Eigenschaften des Herrn Krimpf Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, doch auf ganz eigenthümliche Vermuthungen gerieth. „Und wissen Sie, wer der Herr im gegenüberliegenden Fenster ist?" fragte Herr von Fernow.

„Ein Kammerherr Sr. Hoheit des Regenten, ein Herr Baron von Wenden," antwortete der Photograph.

„Alle Teufel!“ entfuhr es dem Major, indem er von seinem Sitze fast in die Höhe gesprungen wäre. Obgleich er sitzen blieb, so entging doch die Bewegung, die er machte und der Ausruf des Erstaunens dem Andern nicht.

„Sie kennen ihn?“ fragte er besorgt. „Sie kennen ihn vielleicht sehr genau, und am Ende that ich Unrecht, darüber zu sprechen.“

„Und wenn es mein Bruder wäre,“ entgegnete ernst Herr von Fernow, „so würde ich, nachdem Sie mir Ihr Geheimniß anvertraut, auf Ihrer Seite stehen. Aber seien Sie unbesorgt, ich kenne Herrn von Wenden gut, ich kenne ihn sogar recht genau, und bin daher wohl im Stande, Ihnen einen Rath zu ertheilen. Nur muß ich in diesem Falle bitten, ohne Rücksicht zu sprechen, und mir auch nicht die kleinsten Umstände zu verschweigen, die in den letzten Tagen vorgefallen sind.“

Das that der Photograph, aber was er zuerst erzählte, drehte sich immer um denselben Punkt, daß sie am Fenster stand und hinüberblickte, daß er das Gleiche that, und Zeichen gab. Als aber der Erzähler darauf zu dem gelungenen Portrait kam, das er von dem Mädchen gemacht, und daran knüpfend der beiden Herren erwähnte, die auf so geheimnißvolle Art bei ihm erschienen seien, da wurde die Aufmerksamkeit des Majors, welche diesem bis jetzt die Theilnahme für den jungen Mann eingeflößt, auf einmal ganz anderer Art. Er schaute vorsichtig umher, und beugte

sich dann gegen seinen Nachbar, um kein Wort von der leisen Schilderung zu verlieren, welche dieser ihm von den beiden Herren entwarf. Die kleine, lebendige Figur mit dem forcirt jugendlichen Wesen, mit dem ewigen, seltsamen Lächeln, mit dem wunderlichen Gange und der zuckenden Bewegung der Hände war sofort entdeckt: Baron Rigoll, wie er leibte und lebte. Die fernere Erzählung des Photographen, daß er später die beiden Herren an dem gegenüber liegenden Fenster bemerkt, machte die Entdeckung zur Gewißheit. Aber wer konnte der andere Herr sein? Der Regent, nach der ehrerbietigen Art, wie er von dem Baron Rigoll behandelt ward? Unmöglich jedoch! Was sollte dieser davon haben, sich im Geheimen photographiren zu lassen? Das hatte keinen Sinn. Wer also konnte es sein? Das Einfachste war auf alle Fälle, den Photographen nach Hause zu begleiten, und sich eine Copie der beiden Köpfe zeigen zu lassen. Er nahm sich vor ihm später diesen Vorschlag zu machen, doch theils getrieben von der wirklichen Theilnahme, welche er für den jungen Mann gefaßt, theils auch, um das große Interesse nicht zu verrathen, das er an den beiden geheimnißvollen Herren nahm, überlegte er einen Augenblick, was in der Sache zu thun sei. Baron Wenden war nicht ungefährlich; doch da ihm in allen Dingen Entschlossenheit und Energie fehlte, und er, statt sein Ziel durch ein gerades Darauflosgehen zu erringen, es liebte, seine Fäden langsam zu ziehen, wie die Spinne sein Opfer nach

und nach zu umgarnen, es zu ermatten, bis es zu fernerem Widerstand unfähig in seine Netze fiel, so wurde der Kammerherr, wenn es einmal nöthig war einen kecken Schritt zu thun, leicht plump und täppisch. Darauf baute Herr von Fernow seinen Plan.

„Es ist eine delikate Sache," sprach er nach längerem Nachsinnen, „und für einen Dritten schwer zu rathen. Sind oder waren Sie wenigstens von der Liebe des Mädchens zu Ihnen überzeugt?"

„Ob ich es war!" antwortete der junge Mann. „Wie sie mir, so war ich ihr Alles. Sie hatte keinen andern Gedanken als für mich und ihr Glück."

„Und das Mädchen lebt bei ihrer Mutter?" — „Leider, leider!" — „Dies Leider! beweist mir, daß ich richtig vermuthe. Das Mädchen ist schön, die Mutter eitel; es schmeichelt ihr, wenn sich ein vornehmer Herr, wie sie es nennt, um ihre Tochter bewirbt."

„So ist es," seufzte der Photograph.

„Die Mutter protegirt die Geschichte mit dem Gegenüber, — ja die Sache ist nicht ohne Bedeutung."

„O, sie ist sehr schmerzlich. Ich kann es nicht ertragen und werde darüber zu Grunde gehen."

„Geduld," antwortete Herr von Fernow mit ermunterndem Ausdruck, „man geht nicht sogleich zu Grunde, wenn man den Kopf oben und die Augen offen behält. Wir müssen sehen, wie zu helfen ist."

„Wenn es ein guter Augenblick gewesen wäre, daß ich Sie hier getroffen!" sagte der Andere im herzlichsten Tone.

„Vielleicht ein Augenblick des Glücks für uns Beide," versetzte lächelnd der Major, indem er an die geheimnißvollen Photographien dachte. „Armer Wenden," sprach er zu sich selber; „ich fürchte, dir nochmals in die Quere zu kommen; es war unprophetisch von dir, mir deine Theorien so zuversichtlich auseinander zu setzen — doch zur Sache." Er wandte sich abermals an seinen Nachbar. „Vor allen Dingen muß ich wissen, von welchem Charakter das junge Mädchen ist. Verzeihen Sie mir die peinliche Frage: Halten Sie sie in der That für fähig, sich in ein Verhältniß einzulassen, das durch Zeit und Umstände gefährlich werden könnte?"

„Wenn ich das zugäbe," entgegnete der junge Mann, „so müßte ich ja der Ansicht sein, sie liebe mich nicht mehr, und das kann und will ich nicht. Ich will und muß vieles von der Schuld, die sie vielleicht hat, auf die Einflüsterungen ihrer Mutter werfen. Sie wissen wohl selbst, was eine tägliche Umgebung vermag. Die Eitelkeit, von einem vornehmen jungen Manne beachtet zu werden, mag auch das Ihrige dazu beigetragen haben. Rosa berechnete in ihrer Unschuld nicht, was unter solchen Verhältnissen ein Blick des Auges, ein Zeichen zu bedeuten hat. — Aber vielleicht hat sie jetzt schon den Abgrund zu ihren Füßen erkannt, und ist schaudernd davor zurück gewichen."

„Das ist möglich," sagte Herr von Fernow in ruhigem Tone, „und dann wäre es am Ende unnöthig, Ihnen in Ihrer Angelegenheit zu rathen."

„Dennoch fürchte ich wieder, es ist nicht unnöthig!"

rief der Andere. „Den ganzen Tag werfe ich das Für und Wider in meinem Kopfe herum.“

„So beantworten Sie mir eine andere Frage. Hat das junge Mädchen einen energischen, festen Charakter? Ist ihr Gemüth weich, hingebend, oder stolz und zurückstoßend?“

„O eher das letztere, und das hat mich so unsäglich zu ihr hingezogen.“ — „Sie ist noch sehr jung?“ — „Zwei und zwanzig Jahre.“ — „Sie ist also heiter, offen, lebhaft, keiner von jenen stillen Charakteren, die nur um Alles in der Welt den Schein meiden mögen, die beständig die Augen niederschlagen, so bald sie sich bemerkt sehen, die dagegen fest zu blicken wissen, so bald sie sich unbeobachtet glauben?“

„Ob sie heiter und offen und ehrlich ist! Aber etwas heftig, wenn man sie reizt, und sie kann leicht gereizt sein.“

„Wohlan denn, so seien Sie klug und sehen Sie vor der Hand nicht was am diesseitigen oder jenseitigen Fenster vorfällt. Bekümmern Sie sich gar nicht darum, ob der drüben irgend welche Schritte thut. Das zu erfahren sei meine Sache.“

„O ich danke Ihnen.“

„Keinen Dank, bis wir zu einem guten Ende gekommen sind. — Wie gesagt, halten Sie sich ganz ruhig. Sollte Gefahr vorhanden sein, so werde ich Sie zu benachrichtigen wissen. — Also Ihr Atelier ist vis-à-vis dem Hinterhause?“

„Heinrich Böhler im 4ten Stock, Pfahlgasse No. 4.“

„Ich werde mir's merken, und Ihnen vielleicht morgen einen Besuch machen. Sollte ich das Zimmer verfehlen